

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 30. Juli 1933.

Der fliegende Fuchs.

Ein Tiermärchen von Hans Brand.

Eines Nachmittags, als der Kranich auf ein Roggenfeld niederging, um sich zusammensuchen, was er für seine Vespermahlzeit brauchte, erwischte ihn der Fuchs. Der hatte hinter einem niedrigen Weidenbüsch gelauert, und ehe der Kranich es sich verah, packte er ihn beim Schlafittchen.

„Das Kricken hat lange gedauert“, sagte der Fuchs, „beinahe zwei Monate. Aber du sollst mal sehen, wie schnell das Aufgefressenwerden geht. Keine zwei Stunden haben wir dazu nötig.“

Der Kranich fing an, kläglich um sein Leben zu bitten. „Wie komm ich wohl dazu, wieder aus meinen Zähnen zu lassen, was mir besonders gut schmeckt?“ lachte der Fuchs.

Der Kranich versprach: Er wolle ihn zum Dank auch eine große wertvolle Kunst lehren.

„Neuundneunzig Künste kann ich schon“, prahlte der Fuchs, „und es wäre sehr schön, wenn es endlich hundert würden. Aber jene hundertste Kunst, die ich lernen möchte, hab ich nirgendwo gefunden; obwohl ich mir seit Jahren danach beinahe die Augen aus dem Kopf geguckt habe. Und überhaupt: Was kann denn so ein langbeiniges Ungetüm wie du mich lehren?“

Der Kranich fragte: Wie es wäre, wenn er ihm das Fliegen beibrächte?

„Fliegen?“ horchte der Fuchs hochauf. „Ja, das ist allerdings eine Sache. Fliegen würde ich als hundertste Kunst schon gelten lassen. Denn, weißt du, wenn man eine Ente oder eine Gans schlecht zu paden getrieget hat, nicht so wie ich dich jetzt, sondern so, daß plötzlich ein paar Federn ausreißten, und wenn dann die Vögel einfach „Brrrr!“ machen, und durch die Luft einem davonflüchten, dann wünscht man sich nichts so sehr nachfliegen wie: Fliegen können! Auch fliegen können! Aber auf welche Weise soll ich Bierlein wohl das Fliegen lehren?“

Der Kranich versicherte: Wenn er ihm das Leben lasse, dann soll er mal sehen, daß es mit dem Fliegen garnicht so schwierig sei, wie er sichs denke. Hier unten allerdings wäre die Luft für ihn zum Fliegenlernen zu dünn. Aber dort oben wäre sie, wie man ja mit Augen sehen könne, mindestens dreimal so dick und trüge also viel leichter. Wenn er aber dort oben im Wolkigen das Fliegen nur erst gelernt hätte, dann könnte er es hinterher auch hier unten nah bei der Erde im Dünnluftigen.

„Ja, Kunststück“, meinte der Fuchs, „wie soll ich zum Fliegenlernen nach dort oben kommen?“

„Nichts leichter als das! behauptete der Kranich. Mal einen Augenblick loslassen.“

„So haben wir nicht gewettet!“ schmunzelte der Fuchs. „Du denkst wohl, ich bin dumm wie Deinesgleichen? Was du an Vorbereitungen nötig hast, mach gefälligst ab, solange ich dich noch am Flinken festhalte.“

„Auch gut!“ antwortete der Kranich und fing mit mach-

tiger Stimme an zu schreien:

„Keleg! Keleg! Keleg!“

Es dauerte keine drei Minuten, so war tatsächlich der Kollege des Erwischten da, und fragte, was es gäbe.

Der Kranich erzählte dem Herbeigeflogenen: Der Fuchs, der ihn, wie er ja sehe, erwischt hätte, habe ihm das Leben versprochen, wenn er von ihnen das Fliegen beigebracht bekomme. Das sei doch eine ganz leichte Sache, sobald man erst einmal dort oben dicht bei den Wolken wär, nicht wahr? Aber natürlich, antwortet der zweite Kranich, kinderleichte Sache das Fliegen. Es kam nur darauf an, daß man die Flugrichtung richtig nehme. Denn abgesehen von dem ganz kleinen Kropfsaug, wie der Vögel, könne kein Vogel senkrecht durch die Luft fliegen. Alle müßten sich dabei schräg halten, umso schräger je schwerer sie wären. Und ganz leicht sei der Fuchs allerdings nicht.

„Wenns weiter nichts mit dem Fliegen ist“, meinte der auf sein hundertstes Kunststück Begierige, „dafür, daß ich mich in der Luft schräg halte, will ich schon sorgen. Oder glaubt ihr etwa, ich kann auf der Erde gradeaus laufen, wenn ich irgendwohin will.“

„Also, obs denn nun mit dem Fliegen losgehn könne?“ fragte der Kranich.

„Ja, los!“ kommandierte der Fuchs. „Ich bin soweit.“

Die beiden Kraniche packten den Prahlhans bei seinen Läusen, der eine am linken, der andere am rechten, holten mit ihren Flügeln weit aus und trugen den Fuchs von der Erde empor. Schräg versteht sich.

Als sie ein gut Stück mit ihrem Fluglehrer nach oben geflogen waren, nickte der erste Kranich: Hier sei die Luft wohl dick genug, daß es mit dem Fliegenlernen losgehn könne? Ja, nickte der zweite Kranich, mehr als dick. Und die beiden Schelme ließen im gleichen Augenblick den Fuchs los.

„Fleg!“ rief der erste Kranich. „Fleg! Fleg!“

„Ich flieg ja schon!“ schrie der Fuchs.

„Schreeg!“ befehl der zweite Kranich. „Schreeg! Schreeg!“

„Ja, du hast gut „Schrag!“ befohlen, dachte der Fuchs, dem es grün und blau vor Augen wurde. Ich bin froh, wenn ich grade runterkomme. Denn er saute senkrecht zur Erde.

Wäre der Fuchs auf einem Aderbüsch oder gar auf einem Weg gelandet — sein hundertstes Kunststück hätte ihm das Leben gekostet. — Aber er fiel in eine weiche Sumpfwiese. Hochauf spritzte das Wasser, als er seinen Flug beendete. Länger als eine Viertelstunde lag er im Raffen.

Sobald der Fuchs wieder wußte, wo er war, humpelte er nach Hause.

„Na, was ist denn mit dir los?“ wollte seine Frau wissen, als er dort anlangte.

„Hast du vom Bauern ein Fell voll getrieget?“

„Nein“, sagte der Fuchs, „ich habe heute das Fliegen gelernt.“

„Ach, lüg du man wieder, du alter Flinkertrig“, schalt die Frau.

„Das Fliegen gelernt! Gewiß und wahrhaftig!“ beteuerte der Fuchs und fügte als Erklärung hinzu, er hätte dem Kranich das Leben dafür gelassen, daß dieser ihm das Fliegen beibrächte.

„Na, und wie wars denn?“ erkundigte die Fuchsin sich.

„Ach, weißt du, Mutter“, versicherte der Fuchs, „das Fliegen ist ganz leicht. Das geht sozusagen von allein.“

„Aber das Hochkommen!“ höhnte die Frau Fuchs.

„Nein“, beteuerte der Fuchs. „Auch mit dem Hochkommen hab' ich gar keine Not gehabt. Nur: Es ist ein Hafen, ein einziger eckiger Hafen bei der Fliegerei: das Runtersehen, wenn man wieder auf der Erde anlangt. Und das mir bei zubringen hat der Kranich, ehe das Fliegen losging, leider vergessen. Wenn ich ihn das nächste Mal erwische, dann lag ich mir aber erst das Runtersehen nach dem Fliegen zeigen, und wenn der Kranich das schwerste bei der Flugkunst, das Runtersehen, nicht ganz tadellos mich lehren kann, dann dreh ich ihm lieber gleich den Hals um!“

Die Fuchsin nickte zustimmend.

„Ich krieg ihn schon noch einmal!“ knirschte der Fuchs und rieb sich seine geschwellenen Achterbaden.

Die Welt der Frau.

Deutsche Frauen am deutschen Rhein.

Von Dr. Olga Kolb.

Die rheinische Fröhllichkeit ist fast sprichwörtlich geworden für die Bewohner des übrigen deutschen Vaterlandes, das „rheinische Mädchen beim rheinischen Wein“ erscheint uns manchemal wie eine Sage, die wir automatisch fast nachsprechen. Aber wir sollten einmal das Rheinland durchwandern mit dem ganz besonderen Interesse, seine Bewohnerinnen in den verschiedenen Landschaften zu beobachten, dann kämen wir zu entgegengesetzten Ergebnissen vielleicht. Wie der Vater Rhein, der das Gebiet durchzieht, schon rein geographisch keine Einheit bildet, wie der Ober-, der Mittel- und der Niederrhein ihre eigenste Scholle bewässern, so zeigt auch das Gesicht der Frauen im Westen Deutschlands ein überaus verschiedenes Gepräge. Die Menschen an der holländischen Grenze zeigen die ein wenig schwerfällige Wesensart ihrer Nachbarn, plattes Land mit Weiden erstreckt sie zu ruhigerer Betrachtung der Dinge als ihre römischen Geschwister am Mittelrhein, die in der Karnevalszeit den Höhepunkt ihrer fröhlichen Ausgelassenheit finden. In der elsässischen Grenze wieder trifft man die feinsinnlichen Alemanninnen, die nachdenklich sind und ihre eigenste Mundart sprechen. Es heißt sich wirklich umschalten, wenn man alle die Frauentypen in sich aufnehmen will, die das Rheinland birgt.

Leicht schweben die kleinen Winzermädchen über den Ernst des Lebens hinweg, sie jagen bei der Arbeit an den Rebentüpfeln, ihr süßlich lebhaftes Temperament äußert sich aber ab und zu in Nachdenklichkeit, und vielleicht macht diese Frauen die seltsame Mischung von Ernst und Fröhllichkeit so reizvoll. Nicht so weinstreudig und nicht so weinselig stimmt der lerge Boden in der Eifel, es ringen diese Bewohner mit dem tauben, vulkanischen Gebiet, schwer verdient sich das Brot. Man muß hier einmal die Alten getroffen haben, die graubhaarigen Eifelbewohnerinnen, die Nähe und Arbeit kennengelernt haben, die zu erzählen wissen von hartem Lebenskampf. Sie sitzen mit der Pfeife im Mund und berichten und haben ihre ganz eigenen Ansichten über das Leben.

Man muß auch einmal ins Moseltal reisen zu den Menschen, mit denen man so schnell warm wird, die so gastfrei sind und die gleich mit dem Fremden ein Glas Wein trinken. Von ihnen hat Hölderlin gesagt: „Was ist alles künstliche Wissen in der Welt, was die ganze stolze Mündigkeit der menschlichen Gedanken gegen die ungesuchten Töne dieses Geistes, der nicht wußte, was er wußte, was er war?“ Und wie der Dichter des „Hyperion“ an anderer Stelle einmal berichtet: „Eines zu sein mit allem, was lebt in seliger Selbstvergessenheit, wiederzukehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die beitere Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert und das lochende Meer der Woge des Kornfeldes gleicht, so geht es auch uns, den Menschen dieser Gegenwart, obwohl wir mit den Augen unserer Generation Umschau halten.“

Unter den Mädchen des Rheinlandes kann man eine amüsante Feststellung machen: die hübschen Achtzehnjährigen, die am Tag ins Büro gehen, sie nehmen hier im Westen des Vaterlandes eine weit größere Rolle ein als wo anders. Mehr als die gereifteren Fünfundzwanzig-

jährigen vielleicht, immer fröhlich und alle denselben aschblonden Bübitopf aufrecht tragend, bilden sie den Mittelpunkt im gesellschaftlichen Leben der Großstädte, in den kleinen Weinlokalen, die in dieser Gegend eine bewusste Rolle spielen. Die fröhlichen Jungesellen, die im Haushalt keine Brotmaschine haben, brachten die nur im Rheinland herrschende Gewohnheit auf, nur in Scheiben fabriziertes Brot zu verkaufen, fünf, ja sechs Sorten Brot bekommt man dort vorgelegt, weißes und schwarzes und graues, und wie nett klappt man es dort aufeinander und wie bequem und wie appetitlich nimmt sich das aus, alles eingeteilt auf das fröhliche Temperament der Bewohnerinnen!

Logierbesuch haben — Logierbesuch sein.

Haben Sie schon einmal empfunden, wie glücklich und froh man ist, wenn man einen lieben Besuch von der Bahn abholen und in das sorgfältig vorgerichtete Fremdenzimmer führen kann? Und haben Sie auch beobachtet, wie man oft beinahe ebenso zufrieden ist, wenn man bei der Abreise desselben, allein zurückgelassen, während am Bahnsteig steht? Laut mitgeteilt haben Sie Ihre Empfindungen natürlich keinem Menschen, vielleicht sogar dem Gatten, der die Bemerkung machte: „Es war ja sehr schön, daß Sussi dazugewesen ist, aber ich bin doch froh, daß wir jetzt wieder unsere Ordnung haben“, widerprotesten.

Hatte er denn während der vergangenen drei Wochen seine Ordnung nicht? Tante Sussi machte doch gar keine Umstände, fügte sich vollkommen in die Tagesordnung ein, nahm Rücksicht auf das Mittagsschlafchen, ging mit den Kindern spazieren, kurzum — sie war ein geradezu idealer Gast. Und trotzdem behauptete der Mann: „Ich bin froh, daß wir wieder unsere Ordnung haben“, und trotzdem hatte auch die Frau jenes Gefühl der Befreiung, als der Zug die Halle verließ. Woher kommt das?

Die Hauptschwierigkeit besteht wohl darin, daß ein Mensch, der Ferien hat und damit ein Anrecht auf Ausruhen und Erholung, vorübergehend in einen Kreis eingereiht wird, der seine täglichen Arbeiten nach wie vor beizubringen muß, bei dem also: Plauderstunden, Spaziergänge, Spiele, Museumsgänge usw. als Mehrleistungen zu zählen sind. Hinzu kommt bei den Gastgebern sehr oft das Gefühl des „Etwas-bieten-müssens“, das letzten Endes nicht nur mit Zeit- und Kraftaufwand, sondern auch noch mit einer Geldausgabe verbunden ist. Und selbst wenn angeblich „gar keine Umstände“ gemacht werden, so ist es hier die Umstellung von Nichtkaffee auf Vorkaffee, oder von Brot auf Semmeln, dort die Beigabe eines Kompottes, die man sonst unterlassen hätte, oder die Bereitung eines Kuchens, die dem Haushaltsbudget nach nur für Sonntags genehmigt ist, die man aber jetzt als seine Pflicht betrachtet. Dabei wird all das mit solcher Selbstverständlichkeit geboten, daß der Gast selbst keine Ahnung davon haben kann, daß kein Dornlein wider seinen Willen Änderungen in den täglichen Lebensgewohnheiten der ihm besuchenden Menschen hervorrufen.

Zu diesen kleinen materiellen Umständen kommen noch diejenigen, die Rücksicht oder Raumbeschränkung verlangen. Kurzum — innerhalb der Familie herrscht ein Ausnahmezustand, der nicht allzu lange anhalten sollte, und es ist zum beiderseitigen Wohle absolut berechtigt und keineswegs un-

Das kleine Abend- und Tanzkleid des Sommers.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Links: Vornehmes Kleid aus Georgette, Fleurette oder Chiffon, hellgründig mit großen Blumenbouquets. Die breite Schulterpartie, das Niedersteil und die weiten, gereihten Ärmel sind aus einfarbigem Material. Große Schleifen aus Laifseide. Weiter: Glodenrod.

Mitte: Entzückendes Modell für schlauke junge Damen aus feingemustertem Seide, Matitkopp oder gestricktem Organdi. Großer Schultertrager aus feinem Tüll oder Glasbattist mit Küßchen besetzt. Man kann die Pelzerine auch für sich arbeiten, und das Kleid durch einen tiefen Rückenausschnitt in eine große Abendtoilette verwandeln. Schärpe mit großer Schleife aus Laifseide.

Rechts: Hochgeschlossenes Sommerabendkleid mit reichem Falbelschmuck aus Tüll, Chiffon, Organdi oder Glasbattist. Um den Hals eine Kette aus Laifseide, mit deren Farbe die Blume harmonisiert. Sehr hübsch wirkt das Modell in Weiß oder gartem Lackrosa.

Sommerkleider für Kinder.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Links: Rosa Leinenkleid mit rosa und weiß kariertem Garnitur und Gürtel.

Mitte: Kleid aus weissem Biao, rot-weiß gepunktete Bandgarnitur, roter Ledergürtel, Faltenröschchen.

Rechts: Hängertchen aus gepunktetem Mull, Rüschenverzierung und Gürtel aus Seidenband.

höflich, wenn man mit einem Gast schon vor dessen Eintreffen die Zeitspanne seiner Anwesenheit festlegt.

Auch das Logierbesuchsein ist nicht so einfach, ja, selbst manchmal nicht nur angenehm. Schon der Gedanke, daß unter Umständen die Tochter auf dem Sofa schlafen muß oder der Sohn sein Zimmer geräumt hat, berührt peinlich. Das „Umständemachen“ — wie es vielfach an der Tagesordnung ist — wird schon garnicht geküßt, aber auch bei dem gelegentlichen Brummen des Hausherrn ist man nur ungerne Zeuge.

Um aber selbst als angenehmer Logierbesuch zu gelten, dazu gehört eines, nämlich Taftgefühl.

Dank dieser Eigenschaft wird jeder bald herausfinden, ob es der Hausfrau angenehm ist, wenn man in der Küche beifpringt, ob sie es gerne hat, wenn man morgens früh aufsteht oder ob sie es lieber sieht, wenn man erst um neun — wenn die größte Hausarbeit getan ist — zum Frühstück kommt. Dank des Taftgefühls wird man schnell erfassen, ob die Ehegatten vorziehen, nach Tisch ein Stündchen allein zu sitzen, und man wird sich in diesem Falle unter der Begründung der eigenen Müdigkeit zurückziehen, man wird es auch empfinden, ob der Hausherr verstimmt aus dem Büro kommt und wird ihm Gelegenheit geben, sich mit seiner Gattin unter vier Augen auszusprechen. Taftgefühl wiederum ist es, das einem verbietet, sich ungefragt in die Erziehung der Kinder zu mischen, und Taftgefühl vor allem ist es, das einem rät, seinen Besuch nur so lange auszu dehnen, daß er für beide Teile anregend und erholsam ist.

Logierbesuch haben — Logierbesuch sein. Die Armut unserer Zeit bringt es mit sich, daß wir in diesem Sommer mehr denn je unsere Verwandten, Freunde und Bekannten bei uns empfangen oder sie aufsuchen. Sorgen wir dafür, daß diese Tage oder Wochen Zeiten der Erfrischung für beide Teile bedeuten. *Wile See.*

Unser goldenes Peterchen fährt mit.

Lustiges aus einer Ferienteile.

Vor Jahren einmal fuhr ich allein, ein fröhlicher Junggeheile, in die Ferien. Mein Handkoffer lag klein und bescheiden im Gepäck, Eispidel und Bergstoch nahmen nicht viel Platz weg. Letztere brauchte ich nicht, denn für meine Unterhaltung unterwegs war gesorgt: Eine Familie mit drei Kindern fuhr mit mir im Abteil. Mehr brauche ich garnicht zu erzählen, als ich an meinem Reiseziel ausstieg, tat ich drei Schwüre. Erstens, mich nie zu verheiraten. Zweitens, wenn, dann kinderlos zu bleiben und einen Junggeheilen zum Unterhalters zu machen. Drittens, wenn schon Kinder, dann diese Kinder niemals mit auf die Reise zu nehmen.

Charakterlos brach ich meine Eide. Den ersten aus purem Leichtsinne, den zweiten, weil der erste doch nun mal schon gebrochen war, und den dritten, weil mich meine Frau dazu zwang. — Lange hat es gedauert, bis sich überhaupt ein milder Wert dazu bereit fand, Gäste mit einem anderthalbjährigen Kind zu beherbergen. Er schlug es auf die Rechnung. Noch länger dauerte es, einen passenden Koffer zu finden. Wir überboten ihn bei unserer Freundin Willy auf, die ihn bislang als Kombinationsmöbel-Bücherschrank, Wäschschrank, Büfett und Speisekammer benutzt hatte. Das Ding (der Koffer) hatte mehrere Zentner Lebendgewicht und reichte doch nicht aus, bei weitem nicht. Ein großer Spielzeugkoffer mußte noch verladen werden, wie soll man auch Peterchen zumuten, ohne Leiterwagen, die drei Segel schiffe und die berühmte Teddybärensammlung zu reisen? Unmöglich, die drei letzten Tage vor der Abreise zu schludern. Die Wohnung glück einem Zigeunerlager, Schwiegermütter trieben sich ebenso unruhig wie ratgebend darin herum, Koffer fielen auf Bühneraugen, alles stank nach Naphthalin, die Küche war geschlossen, die Köchin mit allen Anzeichen des Verfolgungswahns in das nächste Krankenhaus überführt. So war sie wenigstens für die Urlaubszeit sauber und billig untergebracht.

Ein Angenehmes hatte die Reise: Der Zug war voll besetzt, aber wir hatten ein Abteil für uns allein. Trat ein Fremder ein, dann schlug ihn unser goldenes Peterchen in die Flucht. Seine Methode der Verjagung unliebamer Mitreisender ist ausgerechnet und wird ihm eine große Laufbahn bei der Berliner Untergrundbahn ermöglichen. Verschiedene in Gang befindliche Schadenersatzprozesse werden mich noch lange an meine Sommerreise erinnern. Eine hellgraue Flanellhose mit Kusch beschnitten, ein goldener Kneifer zertrümmert, ein echter Panama zerfällt und verdorben — und er gehörte einem Rechtsanwalt! Rechtsanwältin sollen Reisemühen zu 1.95 Mark tragen.

Als wir ankamen, war es Abend, und das liebe Kind sollte schlafen gehen. Doch der Mensch denkt und das Kind tut. In diesem Fall mißfiel ihm das Kinderbett. Als er mit seinem Protest das ganze Hotel gewedt hatte, bezog ich

ein Sofa und räumte unserem Sonnenschein mein Bett ein. Das Sofa war hart — drei Wochen habe ich auf ihm gelitten, und mich jeden Morgen an dem Grinsen meines ausgeschlafenen Sohnes erquiden dürfen.

Die Ferien waren für den obenbesagten Sonnenschein eine einzige Orgie des Vergnügens. Er fing junge Enten und rupfte ihnen erbarungslos das schneige Gefieder. Er schmiss einen kleinen Jungen ins Wasser, weil der ihm nicht freiwillig seine Sandformen überlassen hatte. Wenn der Wirt uns Liebensvoll fragte, wie uns das Essen schmecke, sagte Peter überzeugt und trocken: Pfui! Eine alte Dame aus „Hamborch“ fragte ihn neidisch: Wo is denn dein Pappa, mein Söten? und der halunte zeigte strahlend auf Friedrich, den stoppelbärtigen Hausdiener. Ich lernte einen Herrn kennen, der ein großes Tier in meiner „Branche“ war und der mir große Ausichten machte — er strich Peter wohlwollend über die Wangen und wurde in den Daumen gebissen. Der arme Herr hat ausgerechnet im Daumen Bist und mit der hochbezahlten Lebensstellung war es nun wieder nichts. Der einzige Mensch, der sich der ungeteilten Zuneigung unseres Knaben erfreuen durfte, war der Dorftrötel. Da das liebe Kind durchdringend zu heulen begann, wenn dieser sein Freund nicht da war, gaben wir nach, und dieser Umgang verschaffte uns einen eindeutigen Reumund bei Einheimischen und Fremden.

Keine arme Frau geht nun zur Erholung ein paar Wochen ins Sanatorium. Ich gehe mit dem Gedanken um,

einen früheren Kriminalwachmeister als kändigen Begleiter meines Sohnes zu engagieren. Die Haftpflichtversicherung hat mir gelündigt, das Risiko ist ihr zu hoch. Eine andere Firma nimmt mich gar nicht auf. Sicher werden mich alle deutschen Kurorte auf die schwarze Liste setzen. Den Schrankoffener habe ich gepanzert und mit Luftlöchern und einer Speisekammer versehen. Dit lüde ich darin Schuh und Zusküht vor meinem Sohn. — Ich bin selbst schuld an meinem Unglück — ich hätte meine drei Eide nicht brechen sollen. *Fred Lang.*

Erprobt und bewährt!

Farbenen Anstrich, z. B. den Sockel in der Küche, soll man nur in lauwarmem, milden Seifenwasser abwaschen, viel frisches Wasser benutzen und dann mit einem Wolllappen abtrocknen.

Parllettsuhböden reinigt man folgendermaßen: die vorhandene Wachslicht seucht man mit Terpentin Strichweife an, bürstet den Schmutz ab und wäscht mit einem Wolllappen nach, scheuert ihn darauf mit heißem Seifenwasser und bohnt gründlich mit Bohnerwachs nach.

Der Jugendfreund.

Jagd auf Spione

In dem Schlafabteil des eleganten Pullmanwagens der Southern-Pacific-Bahn lehnte in den behaglichen Polstern ein Reisender. Er entlockte seiner Peise qualmende Wolken und blickte erst flüchtig auf, als ein zweiter Mann von breiter, unterlegter Gestalt eintrat, der sich ihm gegenüber schwer auf den Sitz fallen ließ.

Sein erwartungsvolles Anstarren beantwortete der Ankömmling mit einem Achselzucken.

„Aber er muß im Zug sein“, stieß er endlich zwischen den Zähnen hervor.

„Ausgeschlossen, Kapitän“, sagte der andere bestimmt.

„Ich habe jeden Passagier genau aufs Korn genommen. Den schwarzhäutigen Schuft fände ich unter jeder Maste heraus.“

„Und trotzdem ist er da, Inspektor“, höhnte der mit Kapitän Angeredete. „Die Nachricht ist untrüglich. In diesem Zug werden die Pläne zur Grenze gebracht, und wenn wir sie nicht vorher finden —“

„Nun, wir sind noch nicht am Ende“, tröstete der Inspektor, obwohl er an diesen Trost selbst nicht recht glaubte.

„Aber, was wollen wir machen?“ fragte der Kapitän ratlos. „Frühstück“, erklärte sein Gefährte unerschütterlich und sich ohne weiteres erhebend, ging er dem anderen voraus in den Speisewagen, wo der Regerboy ihnen dienstbeflissen das kleine Tischchen zurechtbrachte, das schon auf sie wartete.

Die beiden Männer waren Kapitän Hampfield vom Marineamt und John Warden, Inspektor des amerikanischen Sicherheitsdienstes. Der Spionage eines fremden Staates war es gelungen, sich die neuesten Geschützkonstruktionen des amerikanischen Marineamts anzueignen. Die gestohlenen Pläne sollten, wie man erfuhr, mit einem bestimmten Zuge nach Mexiko gebracht werden, um von dort aus den Weg übers Meer anzutreten. Auch die Person des Boten war genannt, eines Mannes, dessen Beschreibung in allen Einzelheiten in der Nachrichtenabteilung vorlag. Die Folge war der Auftrag, der die beiden Offiziere hier zusammengeführt hatte.

Aber bisher war ihr eifriges Suchen vergeblich gewesen. Nach dem Frühstück lehnten sie wortlos in ihr Abteil zurück.

Die draußen auf dem Gang vorbeigehende Gestalt des Zugbeamten brachte den Polizisten scheinbar auf einen Gedanken, denn er rief die Tür auf, winkte den Uniformierten heran und begann sich mit ihm auf ein Gespräch einzulassen, gerade wie ein Feind, der mit seiner Zeit nichts anzufangen weiß und sich über jede Unterbrechung freut. Nach einigen gleichgültigen Fragen brachte er die Rede auf das Personal, das den Zug begleitete, und bald hatte er aus dem redseligen Mann alles Wissenswerte herausgefragt.

Er bestätigte, daß das ganze Personal aus altgedienten Leuten bestünde, nur der eine Heizer sei ihm unbekannt, sagte er hinzu, der sei eine Vertretung, der gewohnte Mann wäre krank geworden.

In den Augen des Kapitäns, der sich mit gleichgültiger Miene zurückgelehnt hatte und gar nicht ausah, als ob er zuhörte, leuchtete es bei diesen Worten des Beamten auf. Er konnte kaum erwarten, bis der Inspektor den Ahnungslosen verabschiedet hatte, und sobald die Tür geschlossen war, sprudelte er aufgeregt hervor:

„Sie sind unser rettender Engel, Warden. Natürlich, ich war ein Esel, das ich nicht an die Bedientesten dachte. Ich will wetten, dieser Heizer ist unser Mann.“

„Wahrscheinlich“, sagte der Inspektor gelassen, „jedemfalls ist ein lohtgeschwärtztes Gesicht keine schlechte Chance.“

Beim nächsten Aufenthalt entstieg den Wagen außer anderen feilscheinigen Passagieren auch die beiden Offiziere und nahmen den bewußten Heizer aus Kern. In aller Unauffälligkeit, versteht sich.

Als sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt hatte, sah der Kapitän seinen Begleiter fragend an. Der rief sich zweifelnd die Nase.

„Ich weiß nicht recht. Der Bursche ist so prächtig vollgeschmiert, daß ich wahrhaftig nichts sagen kann. Wir müssen sehr vorsichtig sein. Erwischen wir den Fallschirm, so ist der Echle genarrt und geht uns durch die Lappen. Aber wir werden den schwärzlichen Herrn im Auge behalten.“

Während der Inspektor wieder stoisch nach seinem Buch griff, entwarf Hampfield einen Feldzugsplan nach dem andern, wie er dem Gesuchten beikommen wollte. Keiner von ihnen ahnte, was dem Zug bevorstand, doch sollte noch derselbe Nachmittag das fürchterliche Ereignis bringen, welches alle Berechnungen und Pläne über den Haufen warf.

Seit Mittag brauste der Pacific durch einen jener endlosen Wälder Arizonas, die sich auf den Felsenebenen schier unermesslich weit ausbreiteten und in allem noch völlig einer unerforschten Wildnis gleichen. Im Leben der Reisenden hatte sich nichts verändert, es sei denn, daß sich eine gewisse Unruhe bemerkbar machte, die verriet, daß das Ziel der Fahrt näher kam. Es mochte etwa die fünfte Tagesstunde sein, als der Kapitän plötzlich aufsprang und seinen Gefährten mit allen Zeichen des Entsetzens auf einen rötlichen Schein aufmerksam machte, der ganz in der Ferne zwischen den Stämmen hindurchschimmerte. Fast gleichzeitig schien

auch der Lokomotivführer die Entdeckung gemacht zu haben, denn der Zug tat mit einem Male förmlich einen Satz vorwärts und sauste dann mit einer fast unwirklichen Geschwindigkeit weiter. Der Wald brannte!

Der Zugbegleiter gab sich alle Mühe, beruhigend zu wirken. Immer wieder versicherte er, die Wagen seien fest genug, dem Feuer Widerstand zu leisten, und wenn es gelänge, über die Coloradobrücke zu kommen, die in einer



Wie geht rasste der Zug durch den brennenden Wald der Brücke entgegen.

halbem Stunde erreicht sein würde, könne man das Element hinter sich lassen.

Hampfield und Warden sahen einander an. Sie begriffen wohl, was der Mann verschwiegen. Wie würden die Leute auf der offenen Lokomotive dem Brande widerstehen? Inzwischen dröhnten die Schienen unter den hastenden Rädern. Bald platzten in kurzen Abständen die Scheiben, flammende Stämme polterten gegen die Wände oder schleuderten ihre Äste funkenstiebend durch die Scherben der Fenster. Mit Tüchern bewaffnet warfen einige beherzte Passagiere die Scheite zurück und waren eifrig bemüht, die überall aufglühenden Brände zu erlösen, wobei der beizende Qualm ein Atmen beinahe zur Unmöglichkeit machte.

Am schlimmsten aber war die Ungewissheit, weil niemand sagen konnte, wie es auf der Maschine ausah. Waren die Beamten dem Feuer schon zum Opfer gefallen, und der Zug rasste führerlos seinen Weg ins Verderben?

Mit rauchgeschwärtzten Armen und verkengten Haaren waren die Offiziere bei dem Rettungswerk vorgean. Für den Augenblick hatten sie vergessen, daß vorn auf dem Tender wahrscheinlich der gefuchte Spion stand. Nur der Gedanke, daß von der Tapferkeit und Ausdauer auch dieses Mannes das Leben so vieler Menschen abhing, beherrschte sie. Und immer noch rasste das Feuer, dröhnten die Räder über die glimmenden Schwellen durch den fürchterlichen Brand.

Schneller als der Zugbegleiter gesagt hatte, lag die Schlucht des Colorado heran. Plötzlich dehnte sich zu beiden Seiten weit in die Tiefe das Flußtal, über die gewaltige Brücke ging es in Windeseile und auf der anderen Seite nahm wieder Wald die rasenden Wagen auf. Nun mußte es sich entscheiden. Es galt sofort zu halten, um etwa noch glimmende Reste an den Waggons zu löschen, damit kein neues Feuer entfacht würde. Lebten die Wärdern auf der Lokomotive.

Schriß knirschten die Bremsen. Zusehends verlangsamte sich die Fahrt, mit einem scharfen Ruck hielt der Southern-Pacific. Gerettet!

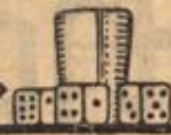
Während sich die Beamten sofort auf die letzten Funkenstürzten, einige der Passagiere sich taumelnd in die Arme sanken, eilten die meisten schleunigst nach vorn, um nach den Rettern zu sehen.

Die Haut von Blasen bedeckt, in verbrannten Hemden, durch die Blut fast zur Unkenntlichkeit entstell, waren die beiden Braven erschöpft auf die Kohlen gesunken. Hampfield und Warden sahen wie der eine der beiden Wärdern siedehaft einige Kohlen beiseite warf und dann verwirrt auf eine gebräunte Masse starrte, die unter seinen Händen in Ascheatome zerbröckelte. Die Hitze des Feuers hatte seine wertvolle Beute, die gestohlenen Pläne, vernichtet.

Da sah der Kapitän den Inspektor mit langem Blicke an, und wie auf Verabredung machten sie beide kehrt und gingen langsam zum Zug zurück. Sie konnten den Mann nicht verhaften, der ihnen alles das Leben gerettet hatte. Mit der Gewissheit, das Geheimnis des Landes gewahrt sei, aber ohne einen Gefangenen kehrten sie drei Wochen später nach New York zurück.



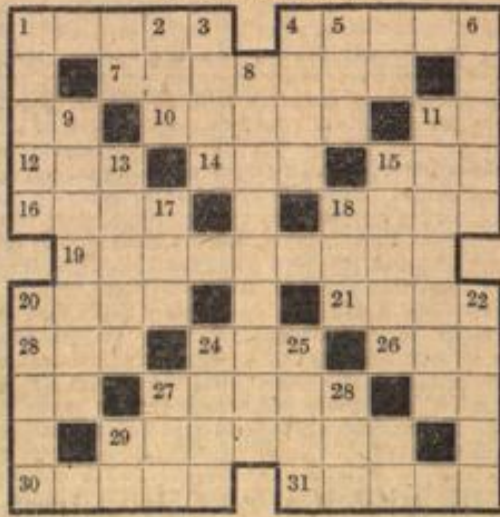
Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Teil der Wohnung, 2. Gotteshaus, 3. anhänglich, 4. Frauennamen, 5. Bierorte, 6. Luftunreinheiten, 8. Sternendecker, 9. asiatische Insel, 11. Farventeller, 13. erster Reichspräsident, 15. geistvoller Mensch, 17. Zahl, 18. alte Waffe, 20. Gebührensatz, 22. Nadelgewächs, 24. Suche, 25. Devise, 27. Titel, 28. räumlicher Begriff.

Waagrecht: 1. Ansiedelung, 4. römischer Gott (i=), 7. Meeresbewohner, 10. Warenanstellung, 12. Bindstoff, 14. Rißelungenfigur, 15. Landeinteilung, 16. Nachschub, 18. Farbe, 19. Ruhe, 20. land- und forstwirtschaftliches Produkt, 21. Art der Fortbewegung, 23. Baumteil, 24. geographischer Punkt, 26. griechischer Buchstabe, 27. Theater-Spielleitung, 29. militär. Gebäude, 30. schneidig, 31. Frauennamen.

Rösselsprung.

stern	du	blieb	ne	mor	dann	und	ge
komm	ei	gen	nah	was	zeit	stian	bist
bist	schau		e	da		hen	hin
ber	schiff					du	chri
ber	jezt	die	dann	wig	du	dort	wie
die	ü	gen	bist	de	du's	lieb	fort
dort	jezt	sen	zeit	bist	hab	bei	hin
und	au	du	und	faj	da	kannst	mich

Magisches Quadrat.

- ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ Alkoholisches Getränk,
- ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ Stadt in Sachsen,
- ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ Ausdruck im Schachspiel,
- ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ Bewohner eines Erdteils,
- ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ soziale Volksschicht.

An Stelle der Zeichen setze man die Buchstaben a, a, a, a, a, e, e, e, i, i, i, k, k, m, r, r, r, s, s, s, t, t derart, daß die waagerechten und entsprechenden senkrechten Reihen gleichlautende Wörter ergeben.

Silben-Rätsel.

Aus folgenden 54 Silben:

au — bahn — berg — biet — bob —
 brei — burg — ci — de — e — eil —
 ek — erbs — erd — erd — ern —
 fest — flie — frau — ga — gall — ge —
 ge — gru — he — hoch — hu —
 il — ir — ker — ki — kun — land —
 lehr — mann — men — na —
 na — nach — ne — nym — pe —
 phen — post — ruhr — rutsch —
 sa — sans — strind — sou — te —
 te — ti — wald

Sind 21 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen veristischen Spruch ergeben.

(Ich u. ft = je ein Buchstabe.)

1. Schloß bei Potsdam, 2. polnischer Begriff, 3. westeuropäische Insel, 4. japanischer Hafen, 5. Schulsach, 6. indischer Titel, 7. Insekt, 8. ländliches Fest, 9. Signalinstrument, 10. Stadt in der Lüneburger Heide, 11. Sekretär Goethes, 12. deutsches Industriezentrum, 13. Naturereignis, 14. Thüringisches Städtchen, 15. Singvogel, 16. Berliner Rennbahn, 17. Hülsenfruchtgericht, 18. Schwedischer Schriftsteller, 19. Verwandte, 20. Beförderungsmittel, 21. Schloß bei München.

Stat-Aufgabe.



Um das Spiel zu verteuern, hebt der Spieler den Stat (Bil-König, Dame) nicht auf, jedoch er verliert. Vorhand hält bis 59, Hinterhand hätte bis 48 gehen können. Keiner war in Bil blank. — Wie wurde das Spiel verloren?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Senkrecht: 1. Autobiographie, 3. gar, 4. Kay, 5. Melita, 6. Taunus, 7. Obelisk, 8. ber, 10. Ufa, 11. Lemberg, 19. Storch, 20. Rent, 21. u. 31. Estrich, 22. Lettow, 27. Reh, 29. Abo. Waagrecht: 2. Kuh, 5. Majorat, 7. oder, 9. Paul, 12. Abel, 13. Bib, 14. Ufer, 15. Erik, 16. Anam, 17. Aas, 18. Fiat, 21. Ehe, 23. Ap, 24. Evans, 25. Erz, 26. Korn, 28. Lalg, 30. Reinhardt, 31. ich, 32. Cos, 33. Biene.

Versteck-Rätsel: 1. Seemann, 2. Hegerim, 3. Inkerat, 4. Präsenz, 5. Landler, 6. Elstvie.

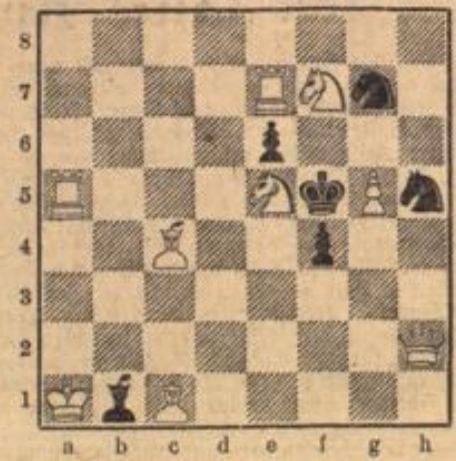
Magisches Zahlenquadrat: 20 5 17, 11 23 8, 5 14 23, 20 14 8, 17 14 11.

Silben-Rätsel: 1. Appell, 2. Grimmitzhan, 3. Hubertus, 4. Tablett, 5. Algen, 6. Rango-baden, 7. Leopard, 8. Einsbüttel, 9. Astei, 10. Riesengebirge, 11. Beelzebub, 12. Eberholz, 13. Jlimenau, 14. Tasse, 15. Nicolai, 16. Untertwalden, 17. Knappe, 18. Geranium, 19. England, 20. Rostell, 21. Hierlohn, 22. Reidenburg, 23. Golem. Lust und Lieb' zu einem Ding macht alle Arbeit nur gering.

Leisten-Rätsel: Waagrecht: 1. Knappe, 2. Amerika, 3. Speer; senkrecht: 1. Remus, 2. Spargel, 3. Erler.

Nr. 60. W. D. Burns.

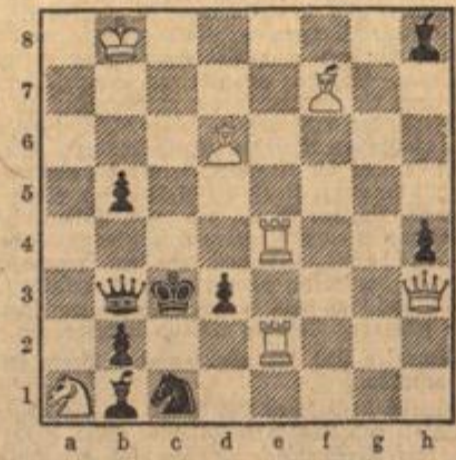
2. Preis „Ottogo Witness“ 1890.



Weiß: Kc1, Dh2, Ta5, e7, Lc1, e4, Sc5, f7, Bg5.
 Schwarz: Kf5, Lb1, Sg7, h5, Be6, f4.
 Matt in 2 Zügen.

Nr. 61. A. Charlek.

3. Preis Strategie 1903.



Weiß: Kb8, Dh3, Te2, e4, Ld6, f7, Sa1.
 Schwarz: Kc3, Db3, Lb1, h8, Sc1, Bb2, b5, d3, h4.
 Matt in 2 Zügen.

Lösungen: Nr. 56 1. T8, Nr. 57 1. Dh4. Angegeben von J. P. Jansen, Otto Lotz, Paul Bürke, Ed. Körper.

Bei der Entwicklung eines Planes müssen die Hauptangriffspunkte berechnet und entschieden werden, welche Figuren zum Angriff und welche zur Abwehr des Gegenangriffs verwendet werden sollen. Daher dürfen wir die feindlichen Kräfte nicht zum Gegenangriff kommen lassen, oder wir müssen sie durch wirksame oder fingierte Drohungen abwehren und wissen, wie wir uns ähnlichen feindlichen Drohungen gegenüber zu verhalten haben. Endlich haben wir unseren Plan vor dem Gegner zu verschleiern und diesen zu täuschen. Alle Einzelheiten werden selten gleichzeitig im Spiel verwirklicht. Der vorgefaßte Plan entwickelt sich erst im Laufe des Spieles ins Detail. Vielleicht hilft aber doch eine Erklärung des schwierigsten Spielteiles, nämlich des Planaufbaues, Klarheit in die Sache zu bringen. Den eigenen Plan dem Gegner zu verbergen, ist im Schach schwer, weil der Gegner im Spiel jeden Zug sieht und nichts vor seinen Augen geheim gehalten werden kann. Man erzählt von einem Spieler, der seinen Plan, den König zu ziehen, verschleiern wollte und daher einen unmöglichen Zug machte, was nach den damaligen Regeln zur Folge hatte, daß er den König ziehen mußte. Das Manöver gelang, der Gegner beachtete den erzwungenen Königszug nicht und verlor das Spiel. Oft müssen wir uns zufrieden geben, wenn der Plan nicht zu offen zu Tage liegt. Aber damit ist eine andere Schwierigkeit verbunden; je weniger die eigenen Züge drohen, desto leichter fällt dem Gegner die Verteidigung. Wird der von langer Hand vorbereitete Plan schrittweise durchgeführt, so läuft man Gefahr, ihn nie verwirklichen zu können; andererseits kann man durch einen Angriff mit unmittelbaren Drohungen versuchen, sein entferntes Ziel zu verschleiern. Er wäre natürlich das beste, alle Kräfte in den Brennpunkt des Kampfes zu werfen, das wird aber selten möglich, weil die Figuren über das Brett verstreut sind und die Stärkung eines Punktes die Schwächung des anderen zur Folge haben kann. Deshalb ist die Kombination von Angriff und Verteidigung nötig.

Partie Nr. 34. Gespielt in Kopenhagen. — Spanisch.

Weiß: E. B. Nielsen; Schwarz: W. Jacobson.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, d6; 4. d4, exd4; 5. Dxd5, Ld7; 6. Lxc6, Lxc6; 7. 0-0, Lf6; 8. Te1, Lc7; 9. e5, dxex5; 10. Dxe5, Lxf3; 11. gxf3, Kf8; 12. Sc3, Ld5; 13. Db5, Dc8; 14. Se4, Sxe4; 15. Txex4, c6; 16. De2, Dc7; 17. Ld2, Lh2+; 18. Kg2, Ld6; 19. Te1, Dd7; 20. Dd3, Td8; 21. Lf4, g5; 22. Dd4, Tg8; 23. Ld6+, Dxd6; 24. Te8+, aufgeben.

Bemerkungen: 11. ... Kf8, schwach. Richtig Dd6, da auf De2, 0-0-0 folgen kann. Weiß darf auf e7 wegen Th8-e8 nicht schlagen. 21. ... g5. Es scheitert Lf4 an Dd7 und Le7 an Dd7 nebst Te7 und Ld6.

Lüftung & Co.



Raffiniert.

„Papa, man soll doch Böses immer mit Gutem vergelten?“

„Jawohl, mein Sohn!“
 „Dann gib mir mal eine Karte, ich hab nämlich eben die neue Wase koputtgeschmissen!“

Ein Wunder.

„Das ist ein wunderbarer Anzug, den ich jetzt trage! Die Wulle kam aus Australien — englische Kaufleute ver-tauschten sie an eine jüdische Fabrik — in Sachsen wurde sie gesponnen — in unserer Stadt der Stoff zugeschnitten ...“

„An all dem kann ich nichts Wunderbares finden!“

„Nein, das Wunder daran ist nur, daß so viele Leute von einer Sache leben können, die ich noch garnicht bezahlt habe.“

Traum und Wirklichkeit.

„Ich träumte heute Nacht, daß du mir zwanzig Mark gabst!“

„Um ... und was sagtest du dazu?“

„Ich sagte: Oh, das ist doch zuseh!“

„Gut, dann gib mir zehn davon zurück!“



Martyrium des Viden.

„... Minna, hab ich eigentlich meine Pantoffel oder meine Schuhe an?“

Reisen oder Nichtreisen.

Er: „Nein, meine Liebe, wir können in diesem Jahre nicht an die See fahren — wir müssen an unsere vielen unbezahlten Rechnungen denken!“

Sie: „Aber Paul, können wir das nicht ebenso gut an der See tun!“

Kritik.

Der Sänger: „Ich habe meine Stimme mit zehn-tausend Mark versichert lassen!“

„Na, und warum zahlst die Gesellschaft das Geld nicht aus ...?“

Die Frau am Steuer.

„Und was würden Sie tun, mein Fräulein, wenn Sie im Hundertkilometertempo ein Rad verlieren?“

„Oh, das wäre nicht so schlimm — ich habe immer zwei Reserveräder mit!“

Haus, Hof und Garten.

Auch im August nimmt der Garten unsere ganze Kraft in Anspruch.

Wenn auch die Hundstage mit ihrer oft unerträglichen Sonnenglut vorüber sind, so besichert uns auch der August meist noch recht sonnige und warme Tage. Nicht vergebens heißt er im Volksmund der „Kochmonat“, der die Weintrauben ihrer Reife näher bringt. Aber bereits zieht die Sonne von Tag zu Tag ihre Bahn kürzer und niedriger, und die Nächte werden länger und kühler. Vom 10. August heißt es bereits „Laurenzi sub's Wamsi.“ Reichlicher Tau erquickt in der Morgenfrühe die Pflanzen und sacht ihr Wachstum von neuem an. Alles strebt in der Natur seiner Vollendung, seiner Reife zu. Für den Landwirt ist die Zeit des Erntelagens gekommen. Trokdem das Bergen der Frucht seine ganze Kraft bis in die Nacht vollumfänglich in Anspruch nimmt, sind diese Tage für ihn die schönste Zeit im ganzen Jahre. Wohlgenut und freudig unterzieht er sich der harten Arbeit. Auch dem Gärtner winkt reicher Lohn für seine leibthetige Tätigkeit.

Im Garten können wir uns auch jetzt noch nicht der beschaulichen Ruhe hingeben. Die zweite Vegetationszeit des Jahres, die jetzt einsetzt, nimmt unsere Kräfte neben der Ernte des Frühjahres von neuem in Anspruch. Jedoch entheben uns die abnehmende Sonnenwärme und die taubringenden Nächte des lästigen Gießens. Auch das Häckeln und Jäten kann eingeschränkt werden.

Im Obgartten harren unser mannigfachen Arbeiten.

Der durch die Ernte seitgetretene Boden unter den Beerensträuchern und den Bäumen ist zu lockern. Dabei müssen jedoch die Wurzeln möglichst geschont werden. Die abgetragenen Himbeer- und Brombeer-Ruten entfernt man dicht am Boden. Von den diesjährigen Jungtrieben sind nur 4-5 und zwar die kräftigsten an einem Stod zu belassen. Auch der Boden der Erdbeerbeete wird mit Vorsicht gelockert, damit man die flachen Wurzeln nicht beschädigt. Die Ranken sind, soweit sie nicht zur Nachzucht verwendet werden, zu entfernen, damit die ganze Kraft der Anlage der neuen Knospen zugute kommt. Rasig ist es, die von Pilzen befallenen Blätter, erkenntlich an den rotbraunen Flecken, zu beseitigen.

Das Fallobst wird nach wie vor regelmäßig aufgesammelt und in der Küche verwertet oder verfüttert. Auch auf die Blausäure muß man immer noch ein wachsames Auge haben und jede neue Kolonie alsbald unterdrücken.

Im Gemüsegarten sind die abgeräumten Beete sofort von neuem zu bepflanzen.

Vornehmlich handelt es sich dabei um die abgeernteten Erbsen-, Salat- und Frühkartoffelbeete. Man gräbt sie alsbald nach dem Abräumen um. Die für den Umbau von Spinat gewählte Fläche wird tüchtig gelaugt oder mit einer Nährsalzlösung (10 Gramm auf 1 Liter Wasser) gebügelt. Folgende Aussaaten können in den noch frischen Boden vorgenommen werden: Spinat für den Herbstverbrauch,

Feldsalat, Schwarzwurzeln und Herbstriiben. Auf besondere Saatbeete ist man das sogenannte Adoniskraut zur späteren Aussaat, so zum Beispiel Weiß- und Rotkraut, ferner Wirsing und Blumenkohl für das erste Gemüse im nächsten Vorommer. Alle diese Aussaaten erfolgen in Reihen möglichst dünn und werden feucht gehalten.

Das Säen von Frühlingzwiebeln ist nicht zu vergessen. Bereits Ende Mai bringen sie uns die ersten gebrauchsfertigen Zwiebeln. Die Sämlinge sind schon im Oktober soweit gediehen, daß sie verpflanzt werden können, und zwar in kräftigen, jedoch nicht frisch gedüngten Boden. Man legt sie in Reihen mit 10 Zentimeter Abstand, nicht zu tief und bedeckt sie bei kaltem Frost leicht ab.

Es können noch gepflanzt werden: frühe Kohlraben, Winter- oder Krauskohl (möglichst niedere Sorten, die nicht so leicht erkranken wie die hohen), Blumenkohl, Kopfsalat, sowie noch Winterendivien.

Die reisenden Käse des Blumenkohls schützt man durch Umknicken von 1-2 Blättern vor den Sonnenstrahlen, damit sie ihre weiße Farbe behalten. Ebenso müssen die Früchte der Gurken und Kürbisse durch ihr Blattwerk den Sonnenstrahlen entzogen werden. Beim Gießen der Gurken soll der Stamm vor Nässe bewahrt bleiben, damit keine Fäulnis eintritt. Endivien werden teilweise bei trockenem Wetter aufgebunden, oder Blumentöpfe darüber gestülpt. Bei den Tomaten sind immer noch die Seitentriebe zu entfernen. Gegen Mitte des Monats unterdrückt man alle jetzt erscheinenden Blüten. Im übrigen läßt man ihnen alle Blätter, die ja bekanntlich die Nahrungsquellen der Früchte sind und ihnen Würze und Wohlgeschmack verleihen. Bewässert dürfen die Tomaten nicht mehr werden, damit die Früchte nicht platzen. Spargelbeete sind von Unkraut zu säubern und zur Kräftigung der Wurzelstöcke zu düngen. Das Spargelkraut wird möglichst geschont, und wenn nötig gestutzt.

Im Blumengarten schafft man Ordnung.

Die Beete und Rabatten werden gründlich von Unkraut gereinigt, welke Blätter und die abgeblühten Blumen entfernt. Hochgewachsene Stauden bindet man auf. Von Rellen können Absterber gemacht werden. Kübelpflanzen, wie Lorbeer, Eoonymus, Kirschlorbeer u. a. beschneidet man jetzt vorteilhafter als im Frühjahr. Rahl gewordene Lorbeerbäume werden kräftig zurückgeschnitten und alle Stammestriebe beseitigt.

Unjere Zimmerpflanzen werden unter strenger Aufsicht gehalten, damit sich keine Schädlinge, namentlich Blatt- und Schildläuse einnisten. Sie sind morgens und abends mit lauem Wasser zu gießen und zu übersprühen. Die blühenden Pflanzen erhalten öfters einen Düngerguß von Spezial-Blumendünger, 1 Gramm auf 1 Liter Wasser. Die Blumen werden dadurch bald größer, vollkommener und früher, sowie lebhafter in der Farbe.

der gleiche Sorte ein bedeutender Unterschied in der Zeit der Reife, in der Menge des Ertrages, ja selbst in der Ausbildung der Früchte besteht. Es ist darum wichtig, die richtige Auswahl der Mutterpflanzen zu treffen, von denen man Nachkommen heranziehen will, da sich die Eigenschaften jener in der Regel auf den Nachwuchs vererben. Man tut deshalb gut, die für die Vermehrung tauglichsten Pflanzen, also vor allem die fruchtbarsten, nach sorgfältiger Prüfung zu kennzeichnen. Das geschieht am einfachsten durch Stäbe, die man an die ausgewählte Mutterpflanze steckt.

Bei dieser Auslese wird auch die Beobachtung zu machen sein, daß einzelne Pflanzen überhaupt keine Früchte hervorbringen. Sie sind schon an ihrem kräftigen Wuchs und an den zahlreichen Ausläufern mit jungen Pflänzchen kenntlich. Werden von solchen unfruchtbaren Pflanzen Nachkommen gezüchtet, so wird man von ihnen kaum einen Ertrag erzielen. Es hat deshalb auch keinen Wert, sie länger im Beete zu dulden. In ihrer Stelle sollte man alsbald junge Pflanzen von den Nachbarrücken sich bewurzeln lassen, um die Lücken auszufüllen.

Kleinigkeiten von Bedeutung.

Die große, lange Pottirische, auch Schattentorelle genannt, erwies sich auch in diesem Jahre wieder nicht nur als eine der dankbarsten Kirscharten, sondern als eine unserer besten Obstsorten überhaupt. Sie trägt Jahr für Jahr. In ihrer Blütenpracht und später in ihrem vollen Behange großer, fast schwarzer Früchte gereicht sie jedem Garten zur besonderen Zierde. Die Verwertung ihrer Früchte ist mannigfach. Besonders empfehlenswert ist die Saftgewinnung.

Das Ausputzen kann auch schon im August und September vorgenommen werden. Allerdings ist es nur dann ratsam, wenn die Bäume keine Früchte angelegt haben, oder diese bereits abgeerntet sind. Durch das Hantieren an den Ästen werden sonst leicht eine große Zahl davon abgefallen. Das frühe Ausputzen bietet den Vorteil, daß die stehen bleibenden Äste mit einer größeren Menge Reservestoffen ausgestattet werden und sich daher im nächsten Frühjahr kräftiger ausbreiten. Außerdem entsteht beim Steinobst nicht so leicht Gummiabfluß, und die kleineren Wunden können noch vernarben.

Die Himbeeren sollen bald nach der Ernte zur Stärkung der jungen Triebe, die im nächsten Jahre Früchte tragen, gut mit Stallmist gedüngt werden. Gleichzeitig sind die abgetragenen Ruten zu entfernen, da sie doch nur den diesjährigen den Platz verstopfen. Von den übrigen Ruten läßt man 4-6 der stärksten stehen. Alle übrigen werden dicht über dem Boden weggeschnitten. Zuletzt wird er Boden unter möglicher Schonung der Wurzeln gelockert.

Radieschen können auch noch gut im August ausgeät werden, wenn man dazu ein halbschattiges und humusgehaltiges Beet wählt. Hier läßt man die Samen eines feindblättrigen Treibradieschen recht dünn aus. Bei regelmäßigem Feuchthalten entwickeln sich die Radieschen sehr rasch.

Johannisbeeren und Stachelbeeren lassen sich leicht durch Ableger vermehren. Man biegt im Sommer einige Zweige zum Boden nieder, hakt sie darin fest und bedeckt sie mit Erde (siehe Abbildung). Die über die Erde ragenden Enden werden auf 2-3 Augen zurückgeschnitten. Bis zum Frühjahr sind sie bewurzelt.



Der Geißfußpfropfen, die beste Veredlungsart für den Spätsommer.

Die Witterung ist im Frühjahr nicht immer günstig für das Pfropfen, das bei kühlem, feuchtem Wetter am besten gelingt. Ist dagegen das Wetter warm und trocken, dann treibt das Edelreis schon frühzeitig aus, ehe die Verbindung zwischen ihm und der Unterlage hergestellt ist. Das ist besonders bei den leicht erregbaren Steinobstsorten der Fall, weniger bei den Äpfeln. Auch bei zu starkem Saltdrang wird das Anwachsen des Edelreises meist gestört. Bedeutsam günstiger liegen die Verhältnisse im Spätsommer. Zwar ist um diese Zeit das Wachstum schon abgeschlossen, aber es ist noch genügend Saft im Edelreis und in der Unterlage vorhanden, der zu einer innigen und vollkommenen Verbindung beider Teile vollständig ausreicht. Das Edelreis, das in den meisten Fällen den Winter gut überlebt, treibt im kommenden Frühjahr aus, und wächst ohne jede Störung weiter.

Den besten Erfolg für die Sommerveredlung verspricht erfahrungsgemäß das Geißfußpfropfen. Es bietet den besonderen Vorteil, daß keine allzu große Wunde entsteht, so daß eine Vernarbung verhältnismäßig rasch erfolgt. Zudem bricht das Edelreis nicht so leicht ab. Die beste Zeit für diese Veredlung ist Ende August oder Anfang September, jedoch nicht später. Die Edelreiser, die nur von einem fruchtbarem Baume zu nehmen sind, werden entblättert und alsbald verwendet.

Auch bei diesem Verfahren wird ähnlich wie bei anderen Pfropfweisen die Unterlage oben quer abgesägt und die Wunde mit einem scharfen Messer glatt abgeschnitten. Hierauf führt man mit einem scharfen Gartenmesser einen dreieckigen, feilförmigen Einschnitt, vom Rande des abgeschnittenen Teiles beginnend, aus (siehe Abbildung a). Das Schwierige ist nun, das Edelreis durch zwei glatte Längsschnitte derartig zuzuspitzen (b), daß der untere Teil des Reises genau in die Kerbe der Unterlage paßt und festliegt (c). Es erübrigt sich nun nur noch, die Veredlungsstelle zu verbinden und mit Baumwachs zu bestreichen.

Pfirsiche lassen sich aus ihren Kernen ansehen.

Während die Aprikosen die Eigenschaften des Mutterbaumes auf ihre aus den Kernen gezogenen Nachkommen oft vererben, entstehen bei den Pfirsichen fast durchweg spät reifende Sorten mit nicht immer wohlgeschmeckenden Früchten. Indessen macht man hierbei manch guten Treffer, wenn man die Kerne von durchweg edeln Früchten zur Aussaat verwendet. Es ist ratsam, die Steine gleich an die Stelle zu legen, an der später der Baum stehen soll, damit sich ein nachträglicher Verpflanzen erübrigt. Zudem wird ein nicht verpflanzter Baum nur selten von der berüchtigten Kränklichkeit und dem Gummiabfluß befallen, weil er von Anfang an ein stotres, ungehärtetes Wachstum zeigt. Empfehlenswert ist es auch, den Boden bei jeder anderen Baumpflanzung gut vorzubereiten. Vor allem ist er recht tief zu lockern und auf Borrat zu düngen. Namentlich läßt man es nicht an



Kalk fehlen, der das junge Sämling widerstandsfähig gegen Krankheiten macht. Man mischt deshalb 2-3 Hände voll gelöschten Kalk unter die Erde. Wer beabsichtigt, den Wirsing zu veredeln, der nimmt dies rechtzeitig, möglichst im zweiten Jahre vor.

Wie erzielt man fruchtbare Erdbeerpflanzen?

Wer beabsichtigt, im Nachsommer ein neues Erdbeerbeet anzulegen, sollte es nicht veräumen, die im Ertrage stehenden Pflanzen öfters genau durchzusehen. Er wird die merkwürdige Tatsache feststellen können, daß bei den Pflanzen

Der Hühnerhof im Monat August.

Im August erfordert der Hühnerhof im allgemeinen dieselben Arbeiten wie im Frühjahr. Das Junggeflügel wächst heran. Die Geschlechter werden getrennt. Die Hähnen stellt man zur Mast ein. Die Jungenten erhalten besondere Futtermischungen, am besten das käufliche Jungentenfutter. Der Züchter mußert seinen Bestand weiterhin und scheidet alle unbrauchbaren Exemplare aus. Der Landwirt fährt den Hühnerarten auf die Stoppeln und erzielt bei dieser nachhaltigen Weide noch einen ansehnlichen Eierertrag. Auch Jungtiere gehören dorthin, weil ihnen hier ein äußerst reichhaltiges Futter geboten wird, das die Entwicklung mächtig fördert.

Dem Angezöhrer gilt auch weiterhin unjere Aufmerksamkeit, da es sich gerade in der heißen Jahreszeit am meisten vermehrt. Zur Desinfektion der Ställe verwendet man Kalkmilch (1 Teil frisch gelöschten Kalk, 20 Teile Wasser). Gegen die Fliegenplage wird unter 10 Liter der Kalkmilch 1 Liter Formalin oder Kochsalzlösung gegossen. Mit dieser Lösung spritzt man möglichst oft. Bewährt hat sich auch ein Zusatz von Maun. Beschränkte Ausläufe gräbt der Züchter wiederholt um, damit der Boden nicht allzu bald „hühnermüde“ wird und Seuchen im Keime erstirbt werden. Wo es möglich ist, sollten die Ausläufe von Zeit zu Zeit gewechselt werden.

Auf die Sitzstangen wird immer noch zu wenig geachtet. Und doch ist ihre sorgemäße Form und Anbringung von großer Wichtigkeit, wenn das Geflügel gut ausruhen und außerdem keine Fußkrankheiten bekommen soll. Die Sitzstangen müssen abnehmbar angebracht sein, damit sie



jederzeit bequem gereinigt werden können. Am besten legt man sie auf sogenannte „Milbenlänger“, damit die Samarraher gleichzeitig von den Tieren abgehalten und außerdem wirksam vernichtet werden. Die Stangen müssen auch gut festliegen und dürfen nicht beim Aufsteigen oder

beim Sitzen schwanken, damit die Hühner nicht ständig zur Erhaltung des Gleichgewichtes balancieren müssen. Für Hühner sollen die Stangen einen gegenseitigen Abstand von 35 Zentimeter haben. Die Tiere auf benachbarten Stangen können sich dann nicht gegenseitig kofen. Der Querschnitt sei rechteckig, nicht rund, 6-8 Zentimeter im Quadrat, die Ranten abgerundet, Risse und Spalten, fehlerhafte Stellen usw. schmiert man mit Glasertit aus, um dem Ungeziefer keinen Unterschlupf zu gewähren. Zur Reinigung wäscht man die Stangen mit heißer Sodalauge gut ab und trinkt sie nach dem Trocknen mit Karbolineum. Käfen sollen erst im Alter von vier Monaten Gelegenheit zum Aufbäumen haben, da sie sich früher das Brustbein leicht beschädigen. Für leichte Käfen bringt man die Stangen 60-70 Zentimeter vom Boden entfernt an, für schwere Käfen etwa 40 Zentimeter.

Die Sitzstangen für Tauben werden aus 4-5 Zentimeter breiten Latten geschnitten, wobei die Ranten wieder abgerundet werden. Man bringt sie in verschiedener Höhe 20 Zentimeter von der Wand entfernt an oder legt sie auf Böde. Zu beachten ist, daß die höher sitzenden Tauben die unter ihnen sitzenden Tiere nicht beschmutzen können. Manche Züchter bringen auch in Abständen senkrecht zu den Stangen auf diesen Breittägen an, um Vergerieren zu vermeiden.

Die Schlachtküden zuucht bringt nur dann etwas ein, wenn die Tiere in meistig gesüßtertem Zustande auf den Markt kommen. Magere Küden mit fastlosem, zähem Fleische finden keinen oder kaum Absatz. Nun ist es aber leicht, die Küden in kurzer Zeit durch entsprechende Rast zu gut verlässlicher Ware zu machen. Im Alter von drei bis Monaten sperrt man je 10-20 Tiere auf zwei bis drei Wochen in einen nicht allzu engen Raum. Als Futter wird dreimal täglich ein steifer Brei aus Hafer-, Gerstenschrot und Milch gereicht. Das Futter gibt man in Blech- oder Steinguttrögen. Wird nichts mehr genommen, dann sind die Futtergefäße wegzunehmen. In der heißen Jahreszeit müssen sie immer gut gereinigt werden, damit das Futter nicht säuert. Die Fresslust erhält man durch Gaben von Grünfütter. Auch darf es zur Förderung der Verdauung nicht an Holzstohle, Grit und kleinen Steinchen fehlen. Reines Trinkwasser sollte immer zur Verfügung stehen, in das man ein Stück roßiges Eisen legt. Die alten Legekönnen, die jetzt und in den kommenden Monaten aus den Beständen ausgeschieden werden, mäßt man in gleicher Weise, jedoch nur 10-14 Tage lang. Man erzielt damit gut bezahlte Suppenhühner.

Doch nicht für alle Damer und besonders nicht gerade

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 205.

Sonntag, 30. Juli

1933.

Als Ines aus Leningrad kam

Roman von Maria Renée Daumas

10. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Nun schien ihr Alfreds Kommen wie eine Rettung; er hatte ihr seit damals nicht mehr geschrieben, und manchmal hatte sie schon gefürchtet, er werde nun überhaupt nichts mehr von sich hören lassen.

Jetzt war sie von dieser Furcht, die sie in letzter Zeit recht bedrückt hatte, erlöst.

Sie führte ihn ins Wohnzimmer, bat ihn, Platz zu nehmen . . . sie werde sogleich die Mutter rufen, und sich selbst erst ein wenig anziehen, — sie markierte eine allerliebste Verlegenheit, indem sie auf ihre Küchenschürze blickte, die ihr ausgezeichnet stand, weil sie bunt und zierlich war.

Aber Alfred hielt sie zurück.

„Nein, Marianne, bleiben Sie hier.“ Auch er empfand jetzt eine große Freude, sie wiederzusehen, da er das Glück gesehen hatte, das bei seinem Kommen in ihren Augen geleuchtet hatte.

Gehorsam kam sie wieder zu ihm heran und duldete ohne Widerspruch, daß er den Arm um sie legte.

„Hast du mein Kommen so bald schon erwartet?“ fragte er sie, hob ihren blonden Kopf zu sich empor und sah ihr tief in die Augen.

„Nun wird's ernst“, dachte Marianne frohlockend. „Gott sei Dank!“

Sie machte ein gerührtes unschuldiges Gesichtchen und sagte mit einem kleinen Seufzer:

„Ach, Alfred, mir schien es sehr, sehr lange, bis du wiederkamst“, und das war ehrlich und aufrichtig gemeint.

Was konnte er da anderes tun, als sie für diese Antwort zu küssen, und das tat er dann auch in ausgiebigem Maße, denn sie war jung und frisch und ein bißchen heiß von der Küche.

Und sie ließ es sich gefallen, verglich ihn dabei ganz unwillkürlich mit Heinz Berkow, und da sie so froh über sein Kommen war, fiel der Vergleich zu seinen Gunsten aus. Sie schloß die Augen und küßte ihn wieder und — hielt ihn in dieser Situation so lange fest, bis die Mutter dazu kam, die sicher gern wissen wollte, wer geklingelt hatte, und wo das Töchterchen denn geblieben war?

Sie stand plötzlich im Zimmer vor dem Paar, das sich eng umschlungen hielt.

Marianne tat sehr verlegen, — stieß einen erschreckten kleinen Schrei aus, und wollte scheinbar die Flucht ergreifen. Aber Alfred tat ihr den Gefallen, sie festzuhalten, mit ihr vor Frau Reichardt zu treten und in aller Form um ihre liebe, kleine Marianne anzuhalten.

Die Mutter war nun wirklich sehr verlegen; sie war ein sehr einfacher und unkomplizierter Mensch und wußte recht wenig von den Liebesgefühlen ihrer Tochter, wie ja leider die meisten Mütter alles von den Kindern ihrer Freundinnen wissen, von den eigenen

aber um so weniger; nun kam ihr dieser plötzlich auftretende Freier recht überraschend.

Sie stotterte etwas von großer Freude — — daß sie aber erst mit ihrem Manne reden müsse, — und daß er hier das letzte Wort zu sprechen habe. Aber auf Mariannens heimlich auffordernde Blicke hin brachte sie es doch zustande, Herrn Webner, den sie und ihr Mann ja von früheren Besuchen her wohl kannten, zu Tisch dazubehalten; sehr zum Schaden ihrer Wirtschaftskasse, denn es war bereits der sechsundzwanzigste des Monats.

Als dann später Herr Reichardt nach Hause kam, fand er zu seiner Überraschung einen Schwiegersohn vor, von dessen Existenz er bis jetzt nur sehr wenig gewußt hatte; er hatte Mariannens Verehrer eigentlich nie sehr ernst genommen.

Er nahm Kurmachereien, wie er sie bemerkt hatte, für harmlose Ländeleien, und das Mädel hielt er für zu jung und kindisch, um sich schon ernstlich zu binden. Trotzdem war er nicht unangenehm enttäuscht. Dieser junge Ingenieur war sicher für sein Mädel, dem er nichts mitzugeben vermochte, als eine kümmerliche Wäscheausstattung, eine glänzende Partie.

So wurde denn Webner allgemein sehr liebenswürdig aufgenommen, denn auch die Jungens, als sie heimkamen, interessierte es sehr, daß Marianne nun einen „richtiggehenden Bräutigam“ haben sollte. Dieser Ingenieur war nicht nur ein vorübergehender Verehrer, er wollte die Marianne nun wirklich heiraten und sollte ihr Schwager werden! Zu komisch war das.

Ein wenig beeinträchtigte es ja dann die allgemeine Freude, als Webner erzählte, daß sie mit der Verlobung noch so lange warten müßten, bis die Ungültigkeit der Ehe, die er in Rußland zum Schein geschlossen hatte, von den Gerichten ausgesprochen sei.

„Ja, sind Sie denn Ihrer Sache auch ganz sicher, daß diese Ehe, die Sie dort geschlossen haben, nicht zu Recht besteht?“ fragte der Vater etwas besorgt. Das Glück, das seine Tochter machen sollte, schien ihm plötzlich noch etwas unsicher und in weite Ferne gerückt. Aber Webner beruhigte ihn darüber sogleich.

Weber nach deutschem noch nach russischem Recht sei die Ehe gültig, da sie ja eigentlich mit einer fingierten weiblichen Person, die gar nicht existierte, einer Ines Selesloff, geschlossen worden sei.

Herr Reichardt war nun ein wenig beruhigt, — aber Marianne machte, als sie dann mit ihrem künftigen Verlobten allein war, ein Schmollmäulchen.

„Warum hast du dich denn überhaupt auf die ganze Sache eingelassen?“ fragte sie vorwurfsvoll. „Du schreibst doch, die Heirat mit dem russischen Mädchen käme für dich nicht mehr in Frage.“

„Ja sieh, mein Liebling“, antwortete er halb zärtlich, halb nachdenklich, „dann hätte mich mein russischer Chef doch nicht aus der Stellung entlassen, und ich hätte nicht nach Deutschland zurückkehren können; denn ich war kontraktlich für viel länger verpflichtet. Und nur,

wenn ich auf seine Wünsche einging, kam ich aus Rußland heraus, — ich wollte doch aber zu dir, kannst du das nicht verstehen?"

Und er küßte sie. Damit mußte sie sich wohl zufrieden geben.

„Ist sie hübsch?“ fragte sie plötzlich und sah ihn von unten herauf an.

„Wer?“ fragte er erstaunt.

„Na, die Russin halt.“

„Ach, du meinst Fräulein Michaelles?“

Er wurde nachdenklich. „Sie ist gut und klug, und ich glaube sehr hübsch.“

Marianne verdroß diese Lobrede auf eine andere. Sie war eine von den kleinlichen Naturen, die nie objektiv denken können, und in ihrem Spazengehirnchen konnte sie es wohl auch nicht fassen, daß ein Mann eine Frau gut und klug und schön finden konnte, ohne sofort, wie ein Pennäler in einen Backfisch verliebt zu sein.

Sie empfand sofort eine heftige Eifersucht gegen die andere und machte sich aus seiner Umarmung frei: „Na, warum hast du sie denn nicht wirklich geheiratet, wenn sie dir so gut gefiel“, fragte sie. „Warum bist du dann zu mir zurückgekommen?“

„Weil ich sie nicht liebe“, sagte Webner langsam, und er glaubte in diesem Moment wirklich keine Unwahrheit zu sagen, da er in der Freude des Wiedersehens wirklich ganz von Mariannens Wesen erfüllt war.

„Aber mich liebst du, ja?“ fragte sie rasch getröstet und versöhnt, glücklich, daß sie so geliebt wurde, und legte beide Hände auf seine Schultern. Sie sah schließlich ein, daß sie nicht am ersten Tage seiner Rückkehr, wo er die Absicht geäußert hatte, sie zu heiraten, sofort einen Zank vom Zaune brechen konnte. So schieden sie, als er spät am Abend ging, im besten Einvernehmen.

Und als dann wenige Wochen später Alfred Webner das gewichtige Dokument in der Hand hielt, das die Ungültigkeitserklärung seiner Ehe mit Ines Michaelles enthielt, da herrschte in der Familie Reichardt große Freude, und Marianne versandte an alle Freunde und Bekannten, deren sie sich nur erinnern konnte, die gedruckten Anzeigen ihrer Verlobung.

Auch in das Geschäft, d. h. in das Kontor, in dem sie ehemals angestellt gewesen war, schickte sie eine solche Karte. . . . „damit die Mädels sehen, daß ich die Wahrheit gesagt habe“, dachte sie triumphierend.

Denn sie hatte wohl gemerkt, daß man ihr damals den Bräutigam in Rußland nicht geglaubt hatte.

„Schadenfreude ist die reinste von allen“, sagte sie gedankenlos zu Webner; sie hatte diesen dummen Ausdruck mal wo gehört.

Der schüttelte den Kopf, die Worte verdrossen ihn. Er dachte unwillkürlich daran, ob Ines Michaelles auch fähig wäre, dergleichen zu sagen, am Tage, da sie selbst ein Glück erfährt.

Warum drängte sich ihm überhaupt so oft ein Vergleich zwischen seiner Braut mit jener anderen auf, die ihm, je länger er zeitlich von ihr entfernt war, immer mehr zum Idealbild einer Frau wurde!

Er hatte ein wenig die Strin gerunzelt.

Marianne sah es und lachte spöttisch.

„Hu, wieder die strengen Falten — du hättest dich zum Sittenrichter geeignet, Alfred, komm, gib mir einen Kuß . . . wenn ich auch manchmal einen losen Mund habe.“

Er küßte sie, aber er blieb nachdenklich; er würde gewiß am Charakter seiner Braut noch manche Schlacken finden! Aber er liebte sie, und war in seinem geraden, männlichen Sinn überzeugt, daß auch sie ihn liebe und bemüht sein werde, ihm zu Gefallen alles abzulegen, was ihm an ihr mißfiel.

Sie war ja noch jung und fähig, sich umzubilden; sicher würde sie sich gern noch ein wenig von ihm erziehen lassen.

Recht naiv war er in dieser Beziehung, der gute Alfred Webner, und recht wenig wußte er von dem wahren Wesen und Charakter so kleiner Naturen, wie Marianne eine war . . .

Und an Heinz Berkow schickte Marianne gleichfalls eine Verlobungsanzeige; mochte der sehen, daß auch andere sie liebten, und daß sie es nicht nötig hatte, auf ihn und seine Werbung zu warten.

Nun gerade! Warum hatte er nichts mehr von sich hören lassen?

Er schickte zwei Tage nach Erhalt der Karte einen Blumenkorb, ganz gefüllt mit roten und weißen Rosen; er hatte das Mädel wirklich gern gehabt, wenn er sie auch nie recht ernst genommen und sein Verhältnis zu ihr immer mehr als Spielerei aufgefaßt hatte; nie hätte er sich das etwas oberflächliche Mädchen zu seiner Lebensgefährtin gewünscht.

Sein Onkel hatte leichtes Spiel bei ihm gehabt, als er ihm den Verkehr mit seiner Stenotypistin unterlagte. Ja, Heinz bedauerte sogar ein bißchen den Mann, der auf ihr niedliches Puppengesichtchen und ihr etwas kokettes Wesen hereingefallen war.

Marianne aber freute sich ungemein über seine Blumen, die just an dem Tage ankamen, da ihre Verlobung im Kreise der Familie und Anverwandten öffentlich gefeiert wurde.

Heimlich entfernte sie zwei aus der Fülle der Rosen und befestigte sie an ihrem rosa Seidenkleidchen, daß die Mutter ihr zur Verlobungsfeier in der Nacht genügt hatte; am Tage kam sie vor lauter Arbeit nicht mehr dazu; denn Marianne hatte nun, da sie verlobt war, wieder nicht mehr viel Lust, im Haushalt zu helfen, jetzt noch die Brüder zu bedienen, in der Küche zu stehen und dem kleinen Dienstmädchen zu helfen, — oh nein, das erschien ihr jetzt unter ihrer Würde.

Jetzt ging sie lieber spazieren, machte kleine Besorgungen und las in der Bibliothek, in der Webner sie abonniert hatte, da er gefunden hatte, daß ihre Bildung noch manche Lücke aufwies.

Webner schrieb ihr gute Bücher der Weltliteratur auf, die sie sich holen sollte, aber die langweilten sie; was sagten ihr schließlich Fontane, Conrad Ferdinand Meyer, Gottfried Keller und ähnliche. So erklärte sie ihrem Verlobten einfach, obgleich sie sich sehr darum bemüht hatte, die Sachen seien vergriffen gewesen und holte sich dafür kleine, nichtslagende Liebesgeschichten, bei denen sie nicht nachzudenken brauchte, oder gruselige Kriminalromane, über denen sie voll Spannung stundenlang sitzen konnte.

Die schwache Mutter ließ sie gewähren. Die Brautzeit ist die schönste Zeit im Leben der Frau, dachte sie, feußte in Gedanken an ihre eigene mühevollen Ehe, die Sorgen um Geld, Haushalt und Kinder.

Da Webner seine Stellung bei den AUC.-Werken, die man ihm dort offen gehalten hatte, wieder angenommen hatte, besaß er sogleich ein gutes Einkommen, und da er von seinen Eltern her ein kleines Privatvermögen besaß, das es ihm ermöglichte, Möbel und sonstige Sachen zu kaufen, die für einen jungen Haushalt nötig sind, so war kein Grund vorhanden, mit der Hochzeit lange zu warten. Und als sich dann noch Gelegenheit bot, ohne großen Kostenaufwand eine nette Wohnung zu bekommen, beschloß man, noch im Spätherbst zu heiraten.

Marianne wollte eine Hochzeit mit großem Pomp haben, viele Gäste, viele Wagen und eine große Feier, sie war doch nun einmal so sehr auf Äußerlichkeiten eingestellt. Aber es kostete sie erst reichlich Tränen und Bitten bei ihrem Verlobten, der sich nach dem Standesamt und der kirchlichen Trauung lediglich ein Frühstück im Hause der Eltern mit möglichst wenigen Menschen wünschte.

Fast wäre es deswegen zu einem ersten Zank gekommen, denn Marianne sagte, sie wollte nicht wie eine Bettlerin heiraten, und sie sei ihm wohl nicht gut genug, sich mit ihr zu zeigen. Sie schnappte vor Tränen mit der Stimme über, und sah mit dem roten Näschen und dem verweinten Gesicht durchaus nicht mehr niedlich aus; ja man konnte sich in diesem Augenblick denken, wie sie zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre später aussehen würde, wenn die Stürme des Lebens und der Ehe über sie hinweggebraust sein würden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Heldenrunk.

Von Eva Gräfin von Sandbiffin.

„Ich kann es nicht mehr ertragen!“ sagte Herr Westenmair. Das braute, er sagte es nicht laut, es hätte nur Öl ins Feuer gegossen. Das heißt einmal wieder lichterloh bei seiner lieben Frau, die da in Überschuh, Regenmantel und mit aufgespanntem Schirm einige Schritte vor ihm dem sogenannten häuslichen Schirmen zutrieb. Trotz der Dunkelheit kam es ihm vor, als strahle helles Joruesfeuer um sie her. Und war nicht sie gut geborgen, weil sie natürlich das Wetter vorausgesehen und sich geschützt hatte — während er, der unvernünftige Mann, der das Haus um halb acht Uhr in der Frühe verlassen und wegen wichtiger Besprechungen auf seiner Bank es nicht wieder betreten hatte, und direkt ins Konzert gegangen war, nun seinen guten Sommeranzug verregnet ließ. Messerscharfe Blide waren zuerst in dem hell erleuchteten Saal sein Empfang gewesen, daß er keine Zeit gefunden habe, sich umzuziehen, und anstatt sich jetzt darüber zu freuen, daß wenigstens der Abendanzug gerettet sei, hörte er in den Pausen — beim Butterbrot, das man mit einigen Freunden in einem Bräu genossen hatte und zu dem Herr Westenmair wegen seines schlechten Ragens kein Bier bekam, und jetzt auf der Heimfahrt nur —, welche eine Mühe er von neuem seiner Kleingelagten Gattin bereite, die morgen in aller Frühe seine Kleidungsstücke — die ohnehin kaum trocken sein würden! — aufbügeln müsse!

„Mein Gott! Wir tun sie in den Strecker!“ hatte er vorgeschlagen. „Wenn sie feucht sind, glätten sie sich von selbst darin.“ O bewahre! Frau Westenmair ließ sich von den Kollegen ihres Mannes und in logischer Folge von deren Gattinnen nicht nachsagen, daß sie ihren Mann mordentlich umhergehen lasse. Dann lieber um fünf Uhr in der Frühe aufstehen und sich to arbeiten ...

Herr Westenmair kannte all diese Redensarten. Es war auch zwecklos, Minnachen zu widersprechen. Denn sie führte seine Argumente selbst an mit einführenden Worten wie: „Du wirst natürlich wieder sagen ...“ Oder: „Ich weiß schon deine Ausflüchte ...“ Und dann erinnerte sie sich an weitab gelegene Ereignisse und längst verschmerzte Streitigkeiten, und riß sich selbst die alten Wunden wieder auf. Am besten — wie immer — zu schweigen. Er schloß die Haustür auf und ließ der Genossin seines Glücks galant den Vortritt.

„Du solltest dich ganz und gar auf die Leine hängen!“ bemerkte sie nur, ihn höhnisch musternd. „Du tropfst ja, als läßtst du gerade aus dem Waschfaß!“

Herr Westenmair schwieg hartnäckig. Nichts kann eine empörte Frau mehr empören als diese tränkende Verschlossenheit. Sie bedeutet Nichtachtung, innere Kälte, geistigen Hochmut, während ein berbes Wort doch immerhin ein Zeichen der Teilnahme ist. Aber es kam teins.

Nachdem sich beide Ehegatten der nassen Kleidung entledigt hatten — Minnachen des Mantels und der Überschuh, er nur seiner eiskalten, tiefenden Zoppe —, begann die Hausfrau die Wanderung durch den langen Korridor, an dessen äußerstem Ende ihr Schlafzimmer lag. Herr Westenmair zögerte und sie fragte, ohne sich umzusehen:

„Kommst du?“

Er antwortete: „Gleich! Ich will nur nach der Post sehen!“

Sie verschwand und er senkte. Sein Zimmer empfing ihn mit wohlthuender Ruhe. Sobald er das Licht andrehte, schienen ihn die Möbel mit freundlichem Glanz zu begrüßen. Ach was! Minnachen war nicht da und so setzte er sich, trotz des feuchten Hofenbodens, auf den neubezogenen Lehnstuhl neben dem orientalischen Tischchen. Was stand da? Wahrhaftig, die gute alte Theresie — nie vergaß sie ihn doch ...

Aber er wollte nicht ungerecht sein: Minnachen hatte ihre vortrefflichen Eigenschaften. Sie durfte nur nicht gereizt werden, dann verbohrt sie sich zu gern in unentwirrbare Gedankengänge. Nun saß er behaglich da, blätterte in der Zeitung, die er vom Büro heimgebracht hatte, und war der alten Theresie dankbar. Die Zeit verstrich ihm unbemerkt ...

Minnachen räumte in vorzüglicher Angewohnheit all die kleinen Sachen, die ihre Toilette fürs Konzert vervollständigt hatten, in Schubladen und Schränke: hierhinein die Handtasche, die Tasche mit dem Opernglas, dorthin die andere Tasche mit Taschentuch, Puderdose, Ramm, Bonbonniere, Aufschürzer — fatal, die langen Kleider jetzt wieder!“ Sie untersuchte gründlich den Rocksaum, als sie das Gewand über einen Kleiderbügel hängte. Nach dem Aufdrehen der Haare auf viele Lockenwickel, was nicht gerade kleidsam — aber Herr Westenmair war ja über die Entsetzung des natürlichen Lockentopfes längst nicht mehr im Unklaren —, begab sich Minnachen ins Badezimmer, ließ trotz der Aber- und Unterwöchner des Hauses, die wohl alle schon schliefen, viel Wasser tauschen und rieb sich dann Gesicht, Arme und Hände mit wunderbarer Exeme ein. Sie ließ sich Zeit, denn wenn ihr Gatte inzwischen auch ins Bett gegangen war — schlafen würde er noch nicht oder wenigstens kaum, und den ersten Schlaf holt man leicht nach.

Sie warf auch keinen Blick in seine Richtung, als sie sich die Lampe am Bett anknipfte. Das Lesen vor dem Schlafen hatte sie ihrem Manne bald abgewöhnt. Das verdirbt die Augen und kostet Unsummen an Licht.

Sie richtete sich behaglich und warm ein; aber irgend etwas fehlte ihr: Schlaf und Nervenentspannung wollten nicht kommen. Und plötzlich wurde ihr klar, daß ja niemand neben ihr atmete! Ihr Mann fehlte ihr, Aloysi — gewöhnlich nur genannt: „Läusl“ — war gar nicht im Bett! Das war doch aber erstens etwas noch nie Dagewesenes, und — zweitens: Was hatte das für einen Grund? Ob ihm nicht wohl war?

Als er ins Konzert kam, hatte er recht blaß ausgesehen. Kein Wunder, wenn man zwölf Stunden lang durchgearbeitet, mit gewiß nur einer lächerlich kurzen Pause zum Essen. Männer müssen ja immer alles überstreben. Und dann war er noch naß geworden — und anstatt ihm ihren Schirm zu leihen — denn sie hatte vorzögllich den alten Winterhut aufgesetzt, und weder dem noch dem alten Mantel würde der Regen geschadet haben —, ließ sie ihn bis auf die Haut naß werden! Bis auf die Haut! Und eigentlich sollte er sich nicht erkälten. Seit es mit seinem Wagen nicht stimmte, sollte er sich schonen — nach dem Wunsch des Arztes. Und ebenso nach dem ihrigen. Heute hatte sie aber nichts dazu getan. Im Gegenteil: Und wenn er nun krank würde! Viel Liebesswürdigkeit hatte sie ihm auch nicht bezeugt. Sie mußte sich gestehen, daß sie recht hart gewesen war — und ungerecht — und diese ewigen Vorwürfe. Das bißchen Nachwerden schadete doch seinen Kleidern nicht, dafür eher seiner Gesundheit. Die aufregende Zeit kam jetzt dazu. Große Verantwortung lag auf ihm. Die Nerven aller Menschen waren überreizt. Hatte sich nicht neulich ein Bekannter umgebracht, einfach erschossen, nur weil er überarbeitet war, wie sich dann herausstellte?! Wie hatten sie ihn betragt — und eigentlich der Frau ein wenig Schuld gegeben, denn in schweren Verhältnissen soll die Frau ihre Aufmerksamkeit, Rücksicht und Pflege verdoppeln ...

Läusl war klüßnaß geworden — durch ihre Schuld! Wegen des Schirmes, den sie ihm nicht geliebt hatte. Und dann noch ihre Unfreundlichkeit. Das mußte ihn doch tief verstimmen. Aber nicht einmal gereizt war er geworden, der Gute. Geschwiegen hatte er zu allem. Aber innerlich mußte ihn ihr Verhalten zur Verzweiflung treiben. Verzweiflung? War Läusl Freund oder Zweifel gewesen, als er zur Waise griff? Nicht einmal das! Nur überarbeitet! Und ihr Läusl war noch viel, viel pflichtgetreuer. Bei dem konnte man noch viel sicherer von Überlastung sprechen. Den ganzen Tag im Büro, dann noch ins Konzert, nur ein einfaches Butterbrot zur Stärkung, und die Durchkältung des Körpers samt der seelischen zum Schluß ...

Wenn Läusl ... Sie saß aufrecht im Bett. Sie horchte. Kein Ton war zu hören. Nichts regte sich in der ganzen Wohnung.

„Läusl! Läusl!“

Keine Antwort.

Ihre Hände wurden eiskalt und zitterten. Sie rief noch einmal. Dann stieg sie aus dem Bett. Es war etwas passiert — keine Frage! Es war noch nie geschehen, daß Läusl so lange ausblieb. Und wenn sie noch einmal alles überlegte: Er war müde, gereizt, schlecht behandelt worden ... Und nun war etwas passiert. Sie fühlte es ja! Längst hatte sie wieder Licht gemacht! Beim Aufstehen sah sie sich im Spiegelschrank in voller Figur. Schön war sie in diesem Anzug nicht zu nennen — und wenn sie den Arzt zu Hilfe rufen mußte oder andere Menschen in die Wohnung lämen — in diesem Augenblick keine Eitelkeit! Psui! Wie konnte sie daran denken, wenn nur Läusl, Läusl ...

Jetzt war sie wirklich so voll Angst, daß sie in ihren Pantoffeln zu laufen begann — wofür diese nicht eingerichtet waren, denn sie verlor sie abwechselnd. Sie wagte nicht mehr zu rufen, hätte es auch gar nicht vermocht, so furchtbar war ihr die Kehle zugeschnürt.

In ihres Mannes Zimmer brannte noch Licht ... Er war also noch drinnen und es war etwas geschehen! Sie richtete sich auf. Sie mußte Fassung bewahren. Letzte drückte sie die Linke in die Herzgrube, mit der Rechten riß sie die Tür auf, weil sie die entsetzliche Spannung nicht mehr ertrag ...

Im selben Augenblick fuhr mit einem Ruck ihr Mann in die Höhe.

„Läusl!“ konnte Minnachen nur flammeln. Sie sank in die Knie. Er sprang ihr zu Hilfe.

„Was ist denn nur, Minnachen?“ fragte er erschrocken. Sie schüttelte mit dem Kopfe, denn es war ihr nicht möglich, zu sprechen. Das war selten und setzte ungewöhnliches voraus.

„Dast du dich etwa geängstigt, Minnachen? Nein, wie töricht! Und wie leid tut es mir! Aber die gute Theresie hat mir doch meinen Pfefferminztee hingeseht. Da hab' ich ihn noch getrunken. Er hat mir auch so wohlgetan nach der Kälte. Und dann bin ich wohl leise eingeatmet. Aber das ist doch kein Grund, um sich aufzuregen, du arme Seele du!“

Sie sah das ein. Die Traggabe hatte sie nur gestreift. Ein Mann, der nachts Pfefferminztee trinkt, ist kein Held, kein Lebensverächter, kein Verzweifelter! Bielleicht aber hatte gerade der Tee verhindert ... Die Erregung zitterte doch noch in ihr nach.

Und er war so rührend gut, trotzdem ihr Spiegelbild ihr nicht viel Schönheit verzaubert hatte. Das ist treue Liebe, die auf Auhere nichts mehr gibt ...

Trotzdem — und diese Nacht reisten allerhand Vorsätze und Entschlüsse in ihr. War er in seiner Güte nicht doch ein Held, ihr Lämp? Sogar der Pfefferminztee konnte daran nichts ändern...

Der letzte Fund.

Von Sophie Freiin Stjerna.

Großstadtgarten. Sonne kennt er nicht. Mauern, nur Mauern, umgeben ihn, und da über die niedrigste von ihnen ein paar Äste eines alten Kastanienbaumes hängen, einige blutarmer Vorbeerbäume, drei geistige Hortensienstengel in ihm zu gedeihen versuchen, nennt man ihn Garten. Trotzdem ich für ihn eine ziemlich anspruchsvolle Miete zahle, betrete ich ihn nie, richtiger fast nie. Ich bin wohl zu groß für ihn. Sechs Schritte kann ich in die Länge machen und drei in die Breite; das dünkt mir unerträglich, aber meinen beiden Blondköpfen ist er das Paradies auf Erden. Unser Garten!

Blumenzuchtversuche sind endgültig als aussichtslos abgetan, und da selbst die Peterilie etwas Sonne zum Leben beansprucht, ist es auch mit ihrer Kultivierung zu Ende. Aber eine Fundgrube ist und bleibt — ich sage leider — dieser Garten für uns doch im wahrsten Sinne des Wortes, nicht bloß für die phantasierenden Spiele der Kinder. Wenn eines von ihnen strahlenden Auges zu mir kommt, in der Hand ein mir von weitem unerklärlich dünkendes Etwas, kann ich sicher sein, ein glückliches „Gefunden“ — „in unserm Garten!“ zu vernehmen. Ausrangierte Taschenkämme — wird man nicht unwillkürlich an das schöne Sprüchlein der alten Jahrmarktsrufer erinnert: „Kauft Kämme, es kommt eine lausige Zeit!“ — Puder- und Haarpomadenbüchsen, alte Tabak — „Mutter, mit noch was drin!“ — sind noch das Harmloseste. Aber eine einsame Hühnerpfote vergoß meine Jüngste mitleidige Tränen, die dann ein Begräbnis spiel stillte.

Der Garten hat eben zu viele Mauern und diese zu viele Fenster und die Köchinnen und Josen wechseln und sorgen, so auf ihre Art, für Abwechslung. Warum soll man den Papiertorb des Herrn Justizrat erst in die Heizung tragen! Ein paar rosenfarbene Billeddouzschrippelchen stammen vielleicht vom Toiletentisch der Gnädigen vom ersten Stock oder kommen die unbegabten Feintostrechnungen da her? Der Wind wirbelt sie lustig alle durcheinander. — „Mutter, als ob's schneit!“ — und todsicher ruhen die Schneeflöden in unserm Garten aus. Mit des Fingerschens Hilfe wird buchstabiert. „Tennisklub“ ist ein schweres Wort, „Gelbweiß“ geht schon eher und ein Glid ist's, daß sie noch keine handgeschriebenen Zeilen lesen können, denn der „Bielgeliebte Hans“ — doch über „den“ Fund will ich schweigen —, meine Mitschwester wird es mir danken — und es ist eine eigene Sache um die Liebe!

Ich wollte ja auch von einem ganz anderen Fund berichten. Die Nacht über hatte es gegossen, so in beliebiger niederdeutscher Weise, gründlichst. Die ganze masurische Seenanlage konnten die Kinder nachbilden, und ich kann es der Kleinen nicht verdenken, daß sie lieber Hindenburg anstatt Rüsse sein wollte. Da lenkte ein dicker, verschollener, mit Schlamm bedeckter Gegenstand ihre Blicke in neue Bahnen. „Hurra! Eine Rüssenleiche!“ Auf Stöße gespielt, wurde sie mir tröpfelnd durch sämtliche Räume nachgetragen. „Ist das von uns?“ Empört schrie meine Köchin: „Nein, so'n Haderlump, so'n Drecksack“, und weil sich allmählich auf ihrem weißgeschuerten Küchenfußboden ein See zu bilden begann, trieb sie die Kinder mit dem guten Rat „mal oben nachzufragen“ hinaus. Für Festtage liegt in unserem Treppenhaus ein grüner Blüschläufer, und morgen war Sonntag.

An allen Türen haben wir gescheltet und wir haben sogar eine höfliche Empfehlung gesagt, aber alle haben „nein“ gesagt und nicht mal Danke schön! — „Und wo habt ihr den Pappen feht?“ wagte ich schüchtern zu fragen. — „Im Waschtisch im Badezimmer“, kam die prompte Antwort, „und es ist überhaupt gar kein Lumpen, es ist ein sehr schönes Staubtuch, — und wenn wir es getrocknet haben, nehmen wir es als Ruffensahne!“ — Was soll eine Mutter dazu sagen? — Ich bat — wohlverstanden, bat meine Köchin, den Kindern das Tuch wenigstens auszuwaschen, und mit dem Hinweis als Friedensfahne herrlich endlich allseitige Einigkeit.

Doch nicht für lange Dauer und besonders nicht gerade für Frieden. Die Sonne kam zum Vorschein, die Seen im Garten trockneten und der Friedenswimpel wehte. Die Küchenbalkons, die Fenster belebten sich und schon klang's zuerst von oben, dann vom ersten und bald auch vom zweiten Stock: „Ach, Kinder, bringt doch das Staubtuch herauf!“ — „Keine, es war doch unser Tuch!“ — „Reich' mir mal das Tuch herauf, es war doch von mir!“

Warum blieben denn meine sonst so gefälligen Kinder heute stumm? Was sprachen sie da mit unserer Beherrscherin des Küchenbalkons? — O, hätte ich nie am Fenster lauschend gestanden. „Unsere Guste sagt, jeht, wo's sauber ist, wollt ihr's alle haben, und wie's dreidig war, habt ihr geschollten und Drecksack gesagt, und im übrigen ist's unser eigenes, unser schönes Staubtuch — der Gustchen ist es auch man bloß mal rausgefallen.“

Das war der letzte Fund, den mir die Zwei aus unserem Garten anbringen durften.

Wochenende.

Von E. Dahlquist.

Es war ein herrlicher Sommer-Samstag-Morgen. Fräulein Jerehty traf mit etwa halbstündiger Verspätung ein. Schon im Fahrstuhl konnte sie hören, daß das Telephon wie verrückt klingelte. Na also, sie war doch die Erste, kein anderer hielt es natürlich für nötig, pünktlich zu erscheinen.

„Ich bin es selbst, Fräulein Jerehty“, hörte sie die Stimme des Chefs im Apparat. „Ist heute früh was gewesen? — So so, na, da bleibe ich gleich hier draußen. Fühle mich sowieso nicht ganz wohl. — Herr Schröder kann ja die Post erledigen, ja — und — na, wenn etwas sein sollte, können Sie ja hier antklingeln. Wiedersehen, Fräulein Jerehty.“

Gleich darauf klingelte es wieder.

„Hallo, ist dort Fräulein Jerehty? Hier Schröder. Der Alte schon da? Ach so, er bleibt heute draußen, ja, sehen Sie, Fräulein Jerehty, ich muß heute noch ein paar Kunden besuchen, ich werde wohl nicht mit heran kommen können. Sie können ja die Post durchsehen, falls da etwas sein sollte. Wenn jemand nach mir fragt, so bin ich geschäftlich in der Stadt.“

Die Tür wurde aufgerissen und Herr Krüger erschien: „Ist der Alte schon da? — Fein, und Schröder auch nicht. Na also, dann sind Sie ja Chef im Laden. Ich wollte nämlich bitten, mir heute frei zu geben — da will ich lieber gleich wieder gehen. Servus, Kleines!“

Das Telephon klingelte: „Det is Bernhard. Ja wollte nur sagen, det id erkaltet bin und denn is ooch noch Mutter krank. So, id mechte heute frei haben. — Scheenen Dank, Froilla.“

Fräulein Jerehty zählte nach. Der war in Urlaub, und der auch und die auch, der hatte frei bekommen, der war krank. Tja, da wäre also die Kassiererin die einzige, die heute nicht frei haben wollte. Da kam sie übrigens.

„Ach, Fräulein Jerehty, können Sie sich so was denken, meine Tante ist heute aus ihrem Nest zu Besuch gekommen, was soll ich bloß tun? Und der Chef ist nicht da, und Herr Schröder auch nicht. Da darf ich ja nicht fehlen. Aber andererseits ist es ja Unsinn, hier den ganzen Tag zu hocken, da doch keine Menschenseele kommt. Fräulein Jerehty, könnten Sie nicht das bißchen erledigen? Ich habe ordentlich böses Gewissen, aber ich weiß ja, wie zuverlässig Sie sind. — Schönen Dank, liebste Fräulein Jerehty. Aber nichts verraten.“

Fräulein Jerehty lächelte. Alle weg, außer ihr. Sie sah nach der Uhr; halb elf. Sie sah nach dem Himmel. Blau in Blau. Sie sah in den Spiegel. Gerade die richtige Sonnenbräune, keine Sommerprossen. Dann schrieb sie sorgfältig ein paar Worte auf einen Pappdeckel, nahm Handtasche und Hut und öffnete die Bürotür. An der Außenseite befestigte sie das Plakat, darauf stand:

Heute bleibt das Geschäft wegen Renovierung geschlossen!

Übrigens, sehr sauber geschrieben. Lächelnd wanderte sie in den schönen Samstag hinaus.

(Aus dem Schwedischen von A. Eskil Avenstrup.)